

Karl-Heinz Ohlig

Christentum und Aufklärung

Die Aufklärung bietet die Möglichkeiten, das Entstehen von Religionen, ihre weitere Geschichte und die Eigentümlichkeiten ihrer Lehrgebäude anhand von zeitgenössischen Quellen, genauer Analyse und durch den Ausgriff auf weitere Methoden wie die Philologie, Sprachwissenschaft, Geschichtswissenschaft usf. zu verstehen. Dabei ergeben sich oft oder meist Erkenntnisse, die von den in den jeweiligen Religionen tradierten, meist mythischen Überlieferungen abweichen.

Die Erschütterungen innerhalb der Religionen waren immens. Und es ist nicht erstaunlich, dass die Aufklärung und ihre Methoden weithin abgelehnt wurden. Es lässt sich durchaus sagen, dass sie allein im Christentum angenommen wurden. Die Erschütterungen waren auch für das Christentum sehr tiefreichend, und es gab (und gibt) auch in seinen Reihen sehr viel Ablehnung. Aber andererseits hat die aufgeklärte Theologie auch vermocht, das Christentum in Gegenwart und Zukunft für moderne Menschen praktikabel zu machen. Es kam nicht durch die Aufklärung zu einer Zerstörung des Christentums, sondern allenfalls einzelner Mythen. Dabei sind bis heute noch längst nicht alle zentralen Mythen einer historisch-kritischen Analyse unterzogen worden: weiterhin wird die Menschwerdung Gottes bzw. Jesus als inkarnierter Gott gefeiert, immer noch wird die Trinität in Liturgie, Predigt und Lehre vertreten, die Erbsündenlehre wird nicht relativiert, die Papstdogmen funktionieren wie eh und je usw.

Zudem ist die Rezeption aufgeklärten Denkens in den verschiedenen kirchlichen Regionen und kontinentalen Zusammenhängen sehr unterschiedlich, findet aber auch in den wichtigsten Zonen, in denen sie rezipiert wird – z.B. in Westeuropa oder in den USA – viele revoltierende Gruppen.

Aber es scheint auch in der gegenwärtigen hiesigen Theologie ein gewisses Abrücken von den strengen Methoden der Aufklärung,

vor allem von der historisch-kritischen Methode, zu geben. Ihre profilierten Vertreter werden gelegentlich als ungläubig diskriminiert.

Ein Beispiel mag das Heft 3 (Juli 2021) der „internationalen Zeitschrift für Theologie“, Concilium, geben. Das Heft erörtert das Thema: „Inkarnation im post/humanen Zeitalter“. Schon die Formulierung von einem „post/humanen Zeitalter“ ist gewöhnungsbedürftig. Aber noch problematischer ist die einfache – nicht aufgeklärte – Grundlage aller Beiträge: die Menschwerdung Gottes. Es wird nicht der geringste Versuch unternommen, diesen Mythos einer historisch-kritischen Analyse zu unterziehen. Er gilt einfach, und alles muss sich auf ihn beziehen und von ihm her messen lassen.

Hier ist aufgeklärtes Denken verlassen. Aber nicht nur das: auch ohne Aufklärung hätte man zu Aussagen kommen können, wie der von einer Aufklärung noch unberührte Aphrahat der Syrer (gest. nach 345). Er plädiert dafür, Jesus „Sohn Gottes“ nennen zu dürfen, und er bezieht hierfür die Bibel ein: Er geht auf viele Namen, die Christus gegeben wurden, ein. Dabei argumentiert er vor allem vom Alten Testament her. Bei seinen Ausführungen zum Titel „Sohn Gottes“ wird deutlich, dass er keine Kenntnis von der hellenistischen Interpretation dieses Begriffs hat, also auch nicht von Nizäa. Ganz unbefangen reflektiert er die Bedeutung von „Sohn Gottes“ als christologisches Prädikat. Er referiert aus dem Alten Testament Stellen, in denen Mose, Aaron, Salomo, ja ganz Israel „Sohn Gottes“ genannt werden und resümiert: „Denn der ehrwürdige Name der Gottheit wurde auch gerechten Menschen beigelegt und denen, die seiner würdig waren. Die Menschen, an denen Gott sein Wohlgefallen hatte, nannte er ‚meine Söhne‘ und ‚meine Freunde‘. ... Auch wir nennen Christus Sohn Gottes ... Wir haben ihn (Jesus) Gott genannt, wie er (Gott) auch Mose mit seinem eigenen Namen bezeichnet hat.“¹ und ²

¹ Aphrahat, Darlegung 17, Nr. 3.4; deutsch nach: Aphrahat, Unterweisungen, aus dem Syrischen übersetzt und eingeleitet von Peter Bruns (Fontes Christiani Bd. 5,2), 419.420.

² Karl-Heinz Ohlig, Zum Einfluss des Judentums auf Koran und Islam. Einige Beobachtungen und Fragen, in: Die Entstehung einer Weltreligion IV. Mohammed – Geschichte oder Mythos?, 84.85.

Also allein der Bezug zur Bibel könnte „aufklärerisch“ wirken. Dabei hat Aphrahat den Johannesprolog nicht herangezogen. Das wäre eine Aufgabe heutiger aufgeklärter Theologie. Alles in allem: Trotz manchen Umdenkens liegt noch eine gewaltige Wegstrecke vor uns, die Rezeption der Aufklärung ist noch nicht am Ende angelangt. Und diese Rezeption ist wohl die Bedingung dafür, dass das Christentum auch in Zukunft annehmbar ist.

Norbert Scholl

Das „sakramentale Weiheamt“ in der Diskussion

Der Augsburger Bischof *Bertram Meier* ist besorgt um das „sakramentale Weiheamt“¹. Gegenüber „Radio Horeb“ in Balder schwang im Allgäu äußerte er die Befürchtung, wenn dieses Amt nicht mehr selbstverständlich akzeptiert werde, „dann bröckelt der Leib Christi. Dann wird vielleicht sogar der Kirche das Rückgrat gebrochen.“ Meier ergänzte: „Denn wer soll sonst mit Vollmacht in der Kirche handeln?“ Das sei für ihn „ein Knackpunkt in der ganzen Diskussion: die Sakramentalität der Kirche insgesamt und vor allem eine Verortung des Weiheamtes ... Oder muss das debattiert werden? Wenn ja, und wenn sich da kein breiter Konsens abzeichnet, habe ich ein bisschen die Sorge, dass wir das katholische Proprium aufzugeben versucht sind.“ Der Bischof betonte: „Also meine Sorge besteht darin, dass, während der Papst einen geistlichen Weg wünscht, wir sehr, sehr stark auf Mehrheitsbildungen aus sind und jetzt eigentlich durchaus mit Lobbyarbeit, auch mit medialem Druck versuchen, eine Agenda für die Kirche in Deutschland möglichst zeitnah durchzubringen, um dann Themen zu setzen in Rom.“ *Meier* bekräf-

tigte, es brauche „Essentials für das Kirchesein“. Er verwies auf den Staat: „Auch dort gibt es konstitutive Elemente, verfassungsmäßig garantiert. Ich kann auch nicht die Verfassung so einfach ändern, selbst in der Politik nicht. Und was für den Staat gilt, trifft umso mehr auf die katholische Kirche zu, die ja nicht nur eine menschliche Organisation ist, sondern gegründet wurde von keinem geringeren als Jesus Christus selbst, der auch bis heute Herr im Haus seiner Kirche sein und bleiben sollte.“ Gleichwohl sei er „voll für eine Erneuerung der Kirche“. Doch „wenn wir eine Kirche ohne sakramentales Amt wollen, brechen wir ihr das Genick.“ Gott möge eine solche „Selbstabdankung der Bischöfe, Priester und Diakone“ verhüten. Ohne die Autorität geweihter Amtsträger könnte die Kirche zudem im öffentlichen und politischen Diskurs nichts mehr ausrichten.

Sicher: Jede Organisation braucht einen Leitungsdienst, sonst zerfällt sie. Aber die Frage ist nicht, ob es einen solchen Dienst geben soll oder nicht, sondern ob er *so* beschaffen sein muss, wie er sich gegenwärtig in der katholischen Kirche darstellt: als ein Zweiklassensystem „geweihter“ Männer, die allein das Sagen haben, auf der einen Seite und den „ungeweihten“ Frauen und Männern, den „Laien“, auf der anderen Seite, die sich der hierarchisch geordneten Männerherrschaft zu unterwerfen haben. Der Bischof beruft sich dabei auf „keinen geringeren als Jesus Christus selbst, der auch bis heute Herr im Haus seiner Kirche sein und bleiben sollte“. Mit Texten aus dem Neuen Testament, der Gründungsurkunde dieser Kirche, kann der Bischof diesen Anspruch nicht begründen. Offensichtlich ist er mit den Forschungsergebnissen der neueren Exegese nicht hinreichend vertraut. Dazu erlaube ich mir im Folgenden einige, vielleicht lückenfüllende Ausführungen.

Von den „Ältesten“ zu den „Sacerdotes“

Bischof *Meier* kann sich auf das Konzil von Trient berufen: „Wer sagt, der Weihestand bzw. die heilige Ordination sei nicht wahrhaft und im eigentlichen Sinne ein von Christus, dem Herrn, eingesetztes Sakra-

¹ Meier kritisiert Debatte über Priesteramt: Der Leib Christi bröckelt - katholisch.de

ment, oder sie sei eine menschliche Erfindung, ausgedacht von Männern, die kirchlicher Dinge unkundig waren, oder sie sei nur ein Ritus, Diener des Wortes Gottes und der Sakramente auszuwählen: der sei mit dem Anathema belegt“².

Getreu dieser Festlegung formuliert *Ludwig Ott* in seiner für viele Theologen-Generationen maßgebenden Dogmatik von 1952: „Die Weihe ist ein wahres und eigentliches, von Christus eingesetztes Sakrament“³.

Immerhin bringt er einen „Schriftbeweis“: „In Apg 14, 23 wird von der Einsetzung der Presbyter gesagt: ‚Sie bestellten ihnen in jeder Gemeinde Presbyter und empfahlen sie unter Gebet und Fasten dem Herrn.‘

- Paulus schreibt an seinen Schüler Timotheus: ‚Ich ermahne dich, dass du die Gnade Gottes wiedererweckst, die in dir ist durch die Auflegung meiner Hände‘ (2 Tim 1,6)“⁴. In heutigen Bibelübersetzungen ist von „Ältesten“ die Rede. *Ott* wählt das griechische Wort „Presbyter“ offensichtlich wegen des davon abgeleiteten deutschen Wortes „Priester“, um so den Eindruck zu erwecken, es gehe hier um Priester im heutigen Verständnis des Wortes.

Bei der „Einsetzung der Presbyter“ handelt es sich aber um eine Übernahme des bereits im alten Israel konstituierten „Ältesten“-Amtes. Diesen „Ältesten“ fiel die Aufgabe zu, als kommunale Verwalter, Richter und Katasterbeamte für Ordnung zu sorgen. Nach dem Babylonischen Exil bildeten sie gemeinsam mit den Priestern den sogenannten Hohen Rat (Esra 10,8). Dieser Rat hatte die höchste Gewalt in Sachen des religiösen und des bürgerlichen Rechts. Er hatte gleichzeitig über die Reinhaltung der Lehre zu wachen. Auch in der jüdischen Diaspora kam es nach der babylonischen Gefangenschaft zur Einrichtung dieses Ältestenamtes. Älteste waren hier die Leiter der jüdischen Diasporagemeinden.

Alles deutet darauf hin, dass die „Presbyter“, die uns im Neuen Testament begegnen, in Analogie zu der Ältestenverfassung jüdischer Synagogen gedacht sind. Gerade der Ritus der Handauflegung spricht noch einmal für die Herkunft des frühchristli-

chen Presbyteramtes aus dem zeitgenössischen Judentum, das diesen Ritus der Amtseinsetzung kannte. Von da aus wird man sich diese Männer dann auch als Ehemänner und Familienväter vorzustellen haben. Im Vordergrund steht ihr Dienst der Verkündigung. Zuerst erfahren wir von christlichen Ältesten, als die Gemeinde in Antiochia beschließt, aufgrund einer kommenden Hungersnot Gaben an die Brüder in Judäa zu schicken (Apg 11,30), später hören wir auch von Ältesten in der Jerusalemer Gemeinde (Apg 15,2.4; 21,18). Sie wurden von den Aposteln berufen und eingesetzt – wohl mit Zustimmung der Gemeinde. Deutlich wird, dass zur Zeit des Neuen Testaments niemals ein Ältester alleine die Gemeinde leitet, sondern immer ein Ältestenkollegium.

In der Spätantike werden die Presbyter der Kirche nach römischem Vorbild „sacerdotes“ genannt. Sprachwissenschaftlich ist der Begriff „sacerdos“ (Plural „sacerdotes“) aus den Worten „sacer“ („einer Gottheit gehörig“) und „dhe“ („machen“, „tun“) zusammengesetzt und bedeutet so viel wie „Vollzieher einer heiligen Handlung“. Der „sacerdos“ war der staatlich anerkannte Priester im antiken Rom, der mittels eines genau reglementierten Kult- und Opferwesens sowie durch Deutung der Götterzeichen die Verbindung zwischen dem Gemeinwesen oder dem Einzelnen und der sakralen Sphäre sachkundig herstellte⁵. Die deutsche Übersetzung mit „Priester“ ist insofern nur eine sprachliche Hilfskonstruktion, als die „sacerdotes“ eher öffentlichen Organen als Geistlichen im heutigen Sinn gleichen.

Mit der Übernahme des Begriffs „sacerdos“ anstelle des aus dem Judentum stammenden Begriffs „presbyter“ bzw. „Ältester“ vollzog sich ein gravierender Wandel vom einfachen Gemeindeleiter zum „Vollzieher einer heiligen Handlung“, vom „primus inter pares“ zum „Ausspender aller Heilsgnaden“, dessen „höchste Aufgabe es ist, das Kreuzesopfer Christi auf den Altären täglich zu erneuern“⁶.

² DH 1773.

³ Ludwig Ott, Grundriss der Dogmatik, Freiburg 1952 (12005), 515.

⁴ Ebd., 516.

⁵ https://de.wikipedia.org/wiki/R%C3%B6mische_Priester_und_Priesterschaften#Sacerdos.

⁶ „Institut Christus König und Hohepriester“; <https://institut-chritus-koenig.de>.

Ergebnisse der neueren theologischen und exegetischen Forschung

Keine „Einsetzung“ des Weihesakraments durch den historischen Jesus

Von der „Einsetzung“ eines (auch heute noch kirchenamtlich so verstandenen) (Kult-)Priestertums durch den historischen Jesus oder einer (Priester-)Weihe ist nirgends im Neuen Testament die Rede. Im Gegenteil. Jesus scheint sich nie an einem Tempelgottesdienst beteiligt zu haben. Sein Verhältnis zum Tempel und zur Tempel-Priesterschaft dürfte eher distanziert gewesen sein. „Nichts deutet darauf hin, dass er an eine Fortsetzung des Priestertums in seiner Jüngerschaft dachte“ (*Herbert Haag*⁷).

Aufgrund dieser Haltung Jesu erscheint es umso unverständlicher, dass sich das Priestertum der Kirche am israelitisch-jüdischen Priestertum orientierte. Denn das war – anders als die Jüngerschaft Jesu – streng hierarchisch gegliedert. An der Spitze stand der Hohepriester. Ihm unterstanden die „gewöhnlichen“ Priester. Sie durften nur den vorderen Tempelraum betreten, das „Heilige“, wo sie zweimal täglich Weihrauch verbrannten. Allerdings war ihr Dienst nicht hauptamtlich. Sie übten einen zivilen Beruf aus, da sie nur zweimal jährlich eine Woche am Tempel präsent zu sein hatten. Es wird angenommen, dass täglich 300 Priester benötigt wurden, so dass insgesamt 7200 Priester tätig gewesen sein dürften.

Kein eigener Amtseinführungs- oder „Weihe“-Ritus für den Leitungsdienst bekannt

Unter den Bezeichnungen für die vielfältigen Dienste in den urchristlichen Gemeinden werden jene Bezeichnungen peinlich gemieden, die in damaliger Zeit für heidnisches Kultpersonal („Priestertum“) verwendet wurden („hiereus“, davon später

⁷ Herbert Haag, Abschied vom Klerus: Plädoyer gegen die hierarchische Struktur; Süddeutsche Zeitung vom 25. 2. 1995; zit. nach: <https://wir-sind-kirche.at/artikel/jesus-wollte-keine-priester>.

abgeleitet: Hierarchie). Stattdessen werden genannt: Apostel (vgl. 1 Kor 9,6; Röm 16,7; auch für eine Frau namens *Junia*: Röm 16,7), Älteste (griech.: „presbýtes“; vgl. Apg 20,17), Aufseher (griech.: „epískopos“, verwendet für profane Aufsichtstätigkeiten; vgl. Phil 1,1; Tit 1,9), Diakon (vgl. Röm 16,1; auch für eine Frau: Röm 16,1), Vorsteher (griech.: „próstatis“, Beistand im sozialen Bereich; vgl. Röm 16,2; in der deutschen Einheitsübersetzung mit „... hat vielen geholfen“ wiedergegeben), „Mitarbeiter“ und Leiter(innen) einer Hausgemeinde (Röm 16,3; Apg 16,11-40).

Es ist bis heute nichts darüber bekannt, ob für den Leitungsdienst ein eigener Amtseinführungs- oder „Weihe“-Ritus vorgesehen war. In der Apostelgeschichte ist von Fasten, Gebet und Handauflegung die Rede (Apg 13,3). Aber die Handauflegung kann ganz allgemein als Geistmitteilung (Apg 14,23), als Heilungs- oder Segensgestus (Mk 6,5 und 10,13-16) und als Erwählungszeichen (Apg 6,1-7) verstanden und gedeutet werden. Erst zur Zeit der Pastoralbriefe (2. Jh. n. Chr.) scheint sich ein Einsetzungsritus für den kirchlichen Leitungsdienst herausgeschält zu haben, als dessen wirksames Zeichen – in Anlehnung an alttestamentliche Vorbilder (Num 27,15-23; aber auch Lev 1-4; 24,14) – die Handauflegung zu betrachten ist (vgl. 1 Tim 4,14; 5,22; 2 Tim 1,6). Doch blieb bis in die zweite und dritte christliche Generation auch eine unmittelbar geistgewirkte Amtseinssetzung möglich.⁸ *Paul M. Zulehner* berichtet sogar, dass noch im 3. Jahrhundert ein „priesterliches“ Gemeindemitglied der Eucharistie vorstehen konnte. So beschreibt *Tertullian* indirekt, das um 209 das „offerre et tinguere“ (Eucharistie und Taufe) gegebenenfalls auch unter der Leitung von Laien geschehen konnten⁹.

Auf dem Konzil von Florenz (1439) wurde merkwürdigerweise die Übergabe von Kelch

⁸ Vgl. Anton Vögtle, Exegetische Reflexionen zur Apostolizität des Amtes und zur Amtssukzession, in: Ders., Offenbarungsgeschehen und Wirkungsgeschichte, Freiburg 1985, 267.

⁹ Tertullian, „De exhortatione castitatis“ 7,3, in: Archiv für Liturgiewissenschaft 29 [1987] 31–46; zit. nach: Paul M. Zulehner, Lebendige Seelsorge 6/2016, 5–9; <https://www.herder.de/afs/hefte/archiv/2016/6-2016/vielfalt-und-persoennlichkeit-perspektiven-fuer-ein-zukunftsaehiges-priesterbild/>.

und Patene an den Weihekandidaten als äußeres Zeichen der Priesterweihe festgelegt. „So wird das Priestertum übertragen durch die Darreichung des Kelches mit Wein und der Patene mit Brot“¹⁰. Und es wird am Schluss des Dokuments eingeschärft: „Alle Personen aber und alles, was dieselbe römische Kirche verwirft und verurteilt, erachten sie [das sind die Armenier als Adressaten des Dokuments; N.S.] selbst für verworfen und verurteilt“¹¹.

Doch 1947 ersetzte *Pius XII.* diesen Ritus kurzweg wieder durch die Handauflegung des Bischofs¹². Der Papst hat damit eine mehr als 500 Jahre lang gültige, feierlich proklamierte Lehre mit einem Federstrich abgeändert und schlichtweg damit begründet, was die Kirche festgelegt habe, könne sie auch verändern und abschaffen. Das sei „allen bekannt“¹³. Der Papst sagt nicht, wie weit eine solche Veränderung gehen kann und wie groß der Umfang dessen ist, was abgeschafft werden könnte. „Nun wird diskutiert, ob er dabei nicht eine Wahrheit des katholischen Glaubens, also ein Dogma, geändert hat.“ So der renommierte Kirchenhistoriker *Hubert Wolf*¹⁴.

Von der Möglichkeit einer Veränderung spricht auch ein Blog des Bistums Mainz. Er zeigt zunächst auf, wie die „Einsetzung“ aufgrund der neueren theologischen und exegetischen Forschung zu verstehen sein könnte: „Sakramente im eigentlichen Sinn sind nur die Zeichen, die unmittelbar von Jesus Christus eingesetzt wurden. Bei der Eucharistie ist das noch unstrittig: die Evangelien berichten übereinstimmend vom letzten Abendmahl. Bei den meisten anderen Sakramenten ist es erheblich schwieriger: Wann genau hat Jesus die Priesterweihe eingesetzt? Als er seine Jünger berief? Oder als er sie ausgesandt hat? Und wann hat er das Ehesakrament eingesetzt? Genau aus diesem Grund hat Martin Luther den größten Teil der klassischen Sakramente abgelehnt: weil er keinen ausdrücklichen Beleg für die Einsetzung durch Jesus erkennen konnte. Nun, die katholische Tradition versteht ‚Einsetzung‘ an-

ders: Hier geht es nicht um ein historisch festzumachendes Datum oder Wort Jesu, mit dem er dieses oder jenes Sakrament eingesetzt hat. Gemeint ist vielmehr, dass die Sakramente Wurzeln im konkreten Tun und Handeln Jesu haben: in seiner heilenden Zuwendung zu den Kranken etwa, in der immer wieder den Sündern zugesagten Vergebung, in der Berufung und Aussendung der Jünger. Die ‚Einsetzung‘ der Sakramente in einem tieferen Sinn geschieht schließlich am Kreuz: durch seine liebende Hingabe und seine Auferstehung empfangen die Sakramente ihre Heilsbedeutung“. Und nun folgt eine bemerkenswerte Schlussfolgerung: „Die konkrete Ausgestaltung der sieben Einzelsakramente geschieht schließlich in der Praxis der Kirche. Weil und insofern die Kirche selbst von Christus kommt und er in seiner Kirche lebendig bleibt, sind die Sakramente von Christus eingesetzt, auch dann, wenn sie sich in ihrer konkreten Gestalt erst im Laufe der Geschichte entfaltet und entwickelt haben“¹⁵. Vor allem der letzte Satz ist wichtig: „Die Sakramente (sind) von Christus eingesetzt, auch dann, wenn sie sich in ihrer konkreten Gestalt erst im Laufe der Geschichte entfaltet und entwickelt haben“. Und wir können noch hinzufügen: „...und weiter entwickeln werden“.

Für eine neue Gestalt des Priestertums in der katholischen Kirche

Papst *Pius XII.* hat gezeigt, wie „Tradition“ neben der Heiligen Schrift als theologische Erkenntnisquelle zu verstehen ist. Sie ist nicht etwas Starres, Unveränderbares, Museales, sondern etwas Lebendiges. *Hubert Wolf* beschreibt es so: „Wir haben durch das Instrument der Tradition die Möglichkeit, den 2000 Jahre alten Text der Bibel immer wieder neu zu aktualisieren. Dadurch wird die Tradition zum wesentlichen Movers für die vielfältigen historischen Veränderungen in der Kirche und ihre auch heute mögliche Veränderungsfähigkeit. Aber eine bestimmte philosophische Strömung in unserer Kirche, die man etwas verkürzt mit Neuscholastik um-

¹⁰ DH 1326.

¹¹ DH 1328.

¹² DH 3858.

¹³ DH 3860.

¹⁴ <https://www.hoheluft-magazin.de/2021/10/wenn-das-schild-in-die-falsche-richtung-weist-dann-muss-man-es-umdrehen/>

¹⁵ Theologie – über Gott nachdenken (Autor: Tobias Schäfer); <https://bistummainz.de/glaube/theologie/nachricht/Sakramente/>

schreibt, hat genau dies in Zweifel gezogen. Sie hat nämlich behauptet, die Kirche habe einen Ewigkeitscharakter und sie sei von Jesus Christus, als er unter uns weilte, genauso gegründet worden, wie sie heute noch ist. Das heißt, es wird eine Kontinuitätsfiktion aufgebaut, in der Lehre, in den Ämtern, in der Struktur. Das ist eine im 19. Jahrhundert entstandene Ideologisierung, die aber mit der eigentlichen Lehre der Kirche und auch mit den historischen Gegebenheiten nichts zu tun hat. Wenn Sie heute in ein Gespräch mit einem Reform-skeptiker, darunter auch mancher Bischof, gehen, dann können sie regelmäßig folgenden Satz hören: Ich würde ja schon etwas verändern, aber es war halt immer schon so. Das ist nichts anderes als ahistorische Neuscholastik à la 19. Jahrhundert¹⁶.

Die Gestalt des Priestertums hat sich von der Urkirche bis in die Gegenwart hinein, den Zeitläuften und der jeweiligen gesellschaftlichen und politischen Situation entsprechend, immer wieder verändert. Nichts spricht dagegen, angesichts der neuen, gegenwärtigen Situation ein „Aggiornamento“ vorzunehmen. Dazu im Folgenden einige Vorschläge.

Die priesterlichen Aufgaben – heiligen, lehren, leiten – auf drei Personen verteilen

Der Dortmunder Theologe *Thomas Ruster* wirbt in seinem Buch „Balance of Powers“¹⁷ für eine neue Gestalt des kirchlichen Amtes. Er schlägt vor, die priesterlichen Aufgaben – heiligen, lehren, leiten – auf drei Personen zu verteilen. „Es gibt diese drei Vollmachten, diese drei Kompetenzen, die ein Amtsträger hat, der Bischof wie auch der Priester. Diese drei Vollmachten zu lehren, zu leiten und zu heiligen. Und die kann man auch auf verschiedene Personen verteilen. Dann käme eine Balance of Powers zustande, also ein Gleichgewicht der Kräfte. Und es würde diese Art von kirchlichem Machtabsolutismus, dass man immer diese drei Vollmachten in einer Person ver-

einigt hat, damit aufgelöst“¹⁸. „*Ruster* be-ruft sich dabei auf die Geschichte des Volkes Israel. „Es gab den König, es gab den Priester, es gab den Propheten. Die drei haben sich immer so in einer Beziehung des Miteinander-Streitens und des Aneinander-Reibens befunden und wurden miteinander zum Ausgleich gezwungen. Diese Erfahrung der Bibel, diese Grunderfahrung, wie mit Ämtern umzugehen ist, will ich eben für unsere heutige Kirche wieder fruchtbar machen“. *Ruster* ist davon überzeugt: „Wir haben die falsche Gestalt des Priesteramtes, nämlich diese absolutistische Vereinigung aller Vollmachten in einer Person, gegen die es keinerlei Möglichkeiten des Rekurses gibt an andere Instanzen.“ Der Dortmunder Theologe möchte, dass diese drei Personen aus der Gemeinde oder aus dem Kirchen-volk gerufen werden. Sie sollen nicht in sich selbst eine Berufung spüren und dann die erforderlichen Schritte unternehmen. Sie sollen vielmehr von anderen gerufen werden. „Das heißt, dass man schaut, wer sich eignet zu den jeweiligen besonderen Tätigkeiten. Das prophetische Amt erfordert andere Qualifikation als das priesterliche und als das Leitungsamt. Man muss gucken, wer in der Gemeinde da ist und das tun könnte und man muss denjenigen ansprechen, ob er oder sie das tun würde, dessen oder deren Einverständnis einholen und dann diese Person dem Bischof vorschlagen“. Damit wäre faktisch auch ein demokratisches Modell eingebaut. *Ruster* ist für die Beibehaltung des Bischofsamtes, weil damit die Einheit des Bistums abgebildet ist. „Trotzdem wäre die Hierarchie deutlich flacher. Sie käme eben von unten. Denn die Vorschläge, wer eine solche Weihe empfangen könnte, kommen dann von unten, also von der Gemeinde selbst“. Auch das Priestertum hält *Ruster* als „Amt der Heiligung“ für unverzichtbar. Dass auch Frauen für diesen dreifachen Dienst berufen werden können, ist für ihn ebenso selbstverständlich wie der Wegfall der Zölibatsverpflichtung, zumal die drei Ämter auch zeitlich begrenzt ausgeübt werden könnten.

¹⁶ Ebd.

¹⁷ Thomas Ruster, *Balance of Powers*, Regensburg 2019.

¹⁸ Thomas Ruster im Gespräch mit Christiane Florin; https://www.deutschlandfunk.de/zukunft-der-katholischen-kirche-theologe-das.886.de.html?dram:article_id=469065.

Bedenklich bei den Vorschlägen *Rusters* erscheint mir die strenge Trennung der drei Ämter, bei der er sich ohnehin nur auf das Alte Testament berufen kann. In der Praxis wird es zu Überschneidungen kommen. Soll der oder die Lehrende von der Predigt bei der Eucharistiefeyer ausgeschlossen werden, weil diese zum Aufgabenbereich des oder der mit dem Amt des „Heiligen“ betrauten Person gehört? In welchen Aufgabenbereich fällt die Krankenseelsorge, bei der gegebenenfalls nach dem Sakrament der Versöhnung oder der Krankensalbung gefragt wird? Welche Aufgaben kommen konkret dem Leitungsteam zu? Lässt es sich exakt gegenüber den beiden anderen Bereichen abgrenzen? Haben sich Priester(in) und Lehrende(r) beim „Leiten“ völlig herauszuhalten? Und letztlich: Wie weit gehen die Kompetenzen des Bischofs, der ja – nach *Ruster* – nach wie vor alle drei Ämter in sich vereinigen soll? Welche Kontrollinstanz gibt es hier gegen möglichen Machtmissbrauch?

Ordination des gesamten Leitungsteams

Einen wesentlichen Schritt weiter ging schon fast 30 Jahre vorher der belgische Theologe *Edward Schillebeeckx* in seinem Buch „Das kirchliche Amt“¹⁹. Er weist darauf hin, dass sich im ältesten lateinischen Weihe-Rituale aus dem 8. Jahrhundert bei der „ordinatio“ kirchlicher Amtsträger keine Erwähnung der Handauflegung findet. *Schillebeeckx* erklärt diesen Tatbestand damit, dass die Handauflegung nicht mehr „als das Wichtigste angesehen (wird); wesentlich ist das kirchliche Mandat oder die kirchliche Sendung zum Amt. [...] Als Amtsträger von der Kirche anerkannt zu werden und dadurch für eine bestimmte Kirchengemeinde gesandt zu sein (durch ihre Leiter mit ausdrücklicher Billigung der gläubigen Gemeinde oder umgekehrt) ist der eigentliche Wesenskern der ‚ordinatio‘“²⁰.

Schon beim Konzil von Chalkedon (451) wurde diese „ekklesiale“ Amtsauffassung

eingeschärft: „Nur jemand, der durch eine bestimmte Gemeinde berufen wird, ihr Vorsteher und Leiter zu sein, empfängt wirklich die ‚ordinatio‘. ‚Ordinatio‘ ist eine Eingliederung oder ‚Inkorporation‘ als Amtsträger in eine Gemeinde, die einen bestimmten Mitchristen beruft und als ihren Vorsteher bezeichnet (oder vor allem in früherer Zeit: Die das faktische charismatische Auftreten eines ihrer Mitglieder akzeptiert und offiziell bestätigt). Eine ‚absolute ordinatio‘, das heißt eine ordinatio, bei der jemandem die Hände aufgelegt werden, ohne dass er von einer bestimmten Gemeinde als ihr Vorsteher gefragt ist, ist null und nichtig“²¹. Das Amt ist eine Angelegenheit der Ortsgemeinde. „Man darf niemand zum Bischof weihen gegen den Wunsch der Christen und ohne dass sie ausdrücklich darum gebeten haben“, verlangt Papst *Leo der Große* (440-461)²².

Daher fordert *Schillebeeckx* „im konkreten Horizont lokaler Situationen und in dem breiteren Welthorizont ... ein angepasstes und dafür ausgerüstetes amtliches Leiter- oder Begleitungsteam. In archaischen Begriffen ausgedrückt, kann man sagen: ein *presbyteriales Team*, wie in der frühen Kirche. Heute sagen wir dasselbe mit dem Ausdruck *pastorales Team*“. Dieses „pastorale Team“ muss eine „ekklesiale ‚ordinatio‘ empfangen, und zwar, konkret, in einer liturgischen Feier der Gemeinde, die sie akzeptiert: unter Handauflegung des schon bestehenden Leitungsteams der eigenen Gemeinde und der Nachbargemeinden, unter betender Epiklese der ganzen Gemeinde“²³. Und er fügt noch hinzu: „Dass außerdem in extremen Situationen - etwa bei dem völligen Mangel an Amtsträgern - eine apostolische Gemeinde aus Mitchristen einen Amtsträger berufen kann, der ihr vorstehen soll, scheint mir neutestamentlich einfach selbstverständlich. Aber ich wehre mich doch, wegen der ganzen kirchentheologischen Geschichte, gegen eine hier und dort aufkommende Meinung, dass sogar bei Anwesenheit von Gemeindefleitern (‚Priestern‘) irgendein Gläubiger der Eucharistiefeyer vorstehen dürfe. Das widerspricht der neutestamentlichen, frühkirchlichen, mit-

¹⁹ Edward Schillebeeckx, *Das kirchliche Amt*, Düsseldorf 1981

²⁰ Edward Schillebeeckx, *Das kirchliche Amt*, Düsseldorf 1981, 81 f.

²¹ Ebd., 69.

²² Leo I., *Ad Anast.*: PL 54, 634.

²³ Edward Schillebeeckx, *Das kirchliche Amt*, Düsseldorf 1981, 199.

telalterlichen und nachtridentinischen ekklesialen Auffassung des Amtes. Ganz besondere Umstände einer Gemeinde dürfen nicht zur Norm für die *normale* evangelische Vitalität einer ‚Gemeinde Christi‘ werden, ebensowenig wie ein bestimmtes historisch gewachsenes Priesterbild diese evangelische Vitalität blockieren darf“²⁴.

Keine Wunder, dass *Edward Schillebeeckx* wegen dieser und anderer Publikationen in Konflikt mit der römischen Glaubenskongregation geriet. Zweimal wurde er nach Rom zitiert. Beide Verfahren wurden schließlich eingestellt. Für *Schillebeeckx* waren es dennoch bittere Erfahrungen. Gleichwohl blieb er seiner Kirche kritisch und loyal verbunden: „Weil ich diese Kirche liebe, bin ich auch nach Rom gegangen, wenn ich zitiert wurde“²⁵.

Auch ohne Priester dürfen die Pfarreien darauf vertrauen, dass sie dennoch echt und wahrhaftig Eucharistie feiern, wenn sie unter Gebet Brot und Wein teilen

Vermutlich auch unter dem Einfluss von *Schillebeeckx*‘ Gedanken legten vier niederländische Dominikaner 2007 ein Arbeitspapier mit dem Titel „Kerk en ambt“ (Kirche und Amt) vor²⁶. Anlass war die immer dramatischer werdende pastorale Situation. Der gravierende Priestermangel führte zum faktischen Zusammenbruch der ordentlichen Seelsorge. Dieser Zustand veranlasste einige Gemeinden, priesterlose Gottesdienste am Sonntag selbst vorzubereiten und durchzuführen. Diese Gottesdienste gewannen zunehmend an Beliebtheit, weil sie nicht der Hetze eines Priesters ausgesetzt waren, auf den innerhalb kürzester Zeit schon der nächste Gottesdienst in der Nachbargemeinde wartete. Die Bischöfe ihrerseits unterstellten diesen Gemeinden mangelnde Hochschätzung der „richtigen“ Eucharistiefeier, ohne über die wahren

Gründe für diesen Stimmungsumschwung nachzudenken.

Zuvor war im Frühjahr 2005 im Internet ein offener Brief zur Situation der priesterlosen Gottesdienste erschienen. Das Fazit lautete: Wir haben uns mit dieser Situation angefreundet. In der Regel sind die eigenen Gottesdienste besser vorbereitet, überzeugender und spiritueller fruchtbarer als die Messen, die nach offiziellen Formularen von einem, vielleicht sogar aus dem Ausland „importierten“ und der Landessprache kaum mächtigen Priester gelesen werden, der ansonsten mit der Gemeinde keinen Kontakt hat. Die Autoren des Papiers erinnern an die dramatischen Ereignisse des Konzils, in denen die Kirche nach langen Auseinandersetzungen vom Volk Gottes her verstanden wurde. Ziel der Kirchengemeinschaft sei „Volk selbst und das Heil des Volkes“.

Das Memorandum erklärt den priesterlichen Dienst für unverzichtbar, verweist aber auf die sehr verschiedenen Formen, die dieses Amt im Lauf der Geschichte erhalten hat, und weist auf die wachsende Klerikalisierung der Kirche hin. Aus der vernünftigen Frage „Wer kann eine Gemeinschaft leiten“ wurde die fragwürdige Frage „Wer darf die Leitung innehaben? So aber werden die Gläubigen zum Objekt [!] der Seelsorge.“

„Im Augenblick sind in vielen Pfarreien Männer und Frauen in ergreifender und inspirierender Weise als aktuelle Schrittmacher/innen und Inspirator/innen, als evangelische Identifikationsfiguren aktiv.“ Sie sind theologisch ausgebildet und fähig, eine Gemeinde zu repräsentieren und zu leiten. Warum kann man sie nicht „ordinieren“, also in diesen Aufgabenkreis „einordnen“? Sie müssten allerdings vier Kriterien erfüllen. Wegen der Bedeutung dieser Kriterien seien sie hier vollständig zitiert:

- „Vorsteher/innen von örtlichen Gottesdiensten müssen vom Glauben tief durchdrungen sein. Dabei macht es keinen Unterschied ob es Männer oder Frauen, Homos oder Heteros, Verheiratete oder Unverheiratete sind. Entscheidend ist eine ansteckende Glaubenshaltung.
- Vorsteher/innen müssen ferner sachkundig sein, d. h. im Umgang

²⁴ Ebd. 200.

²⁵ Zitiert von Christoph Strack, Erzählen von der Nähe Gottes. Zum 100. Geburtstag des Theologen Edward Schillebeeckx. KNA, 6. 11. 2014.

²⁶ Vgl. dazu: Hermann Häring, Das niederländische Amtspapier „Kerk en ambt“ – Einige Notizen; <https://www.hjhaering.de/das-niederlaendische-amtspapier-kerk-en-ambt-einige-notizen/#more-879>.

mit den Hl. Schriften und dem Material der christlichen Traditionen das notwendige Know-how besitzen, das sie zum Predigen befähigt.

- Vorsteher/innen sollten von der örtlichen Gemeinschaft auch auf ihre liturgische Kreativität hin beurteilt werden.
- Für Vorsteher/innen ist es schließlich wichtig, dass sie über ein gutes und flexibles Organisationstalent verfügen, damit für die mögliche Kontinuität im Geschehen der Gemeinschaft gesorgt ist.“

Das Memorandum macht deutlich, dass der Grund für die gegenwärtige Misere bei den Bischöfen und der römischen Zentrale, nicht bei den Gemeinden liegt.

Hermann Häring fragt in seinen „Notizen“ zu dem holländischen Arbeitspapier: „Nehmen wir also an, geeignete Kandidaten werden vorgeschlagen, der Bischof aber, der selbst keinen Amtsträger anbieten kann, lässt die Gemeinden trotz deren Angebote im Regen stehen. Was soll dann geschehen? Sollen die Gemeinden dann stille halten und an ihrem eigenen Ruin weiterarbeiten?“

Am Schluss des Dokuments findet sich die Aussage, die für die Bischöfe und für Rom zum Stein des Anstoßes wurde: „Sollte ein Bischof diese Weihe oder Ordination mit Argumenten verweigern, die mit dem Wesen der Eucharistie nichts zu tun haben, dann dürfen die Pfarreien darauf vertrauen, dass sie dennoch echt und wahrhaftig Eucharistie feiern, wenn sie unter Gebet Brot und Wein teilen“.

Wenn also aus Gründen, die die Gemeinde nicht zu verantworten hat, und die sie unter den gegebenen Umständen nicht ändern kann, keine gültige Eucharistie mehr gefeiert werden kann, dann fällt die Aufgabe der sakramentalen Erinnerung an Tod und Auferstehung Jesu, an das Teilen seines Lebens, auf die Gemeinde selbst zurück. Das Memorandum hat sehr sorgfältig und vorsichtig formuliert. Es vermeidet Kategorien des Rechts oder der Dogmatik. Es setzt sich nicht mit Fragen der Vollmacht oder der Gültigkeit auseinander. Es spricht nur vom Vertrauen darauf, dass sie „echt und wahrhaftig“ Eucharistie feiern – nicht mehr, aber auch nicht weniger.

„personae probatae“

Ursprünglich war von „viri probati“ die Rede. Das lateinische Wort bedeutet „bewährte Männer“. In der Diskussion um die Voraussetzungen für das Priesteramt in der katholischen Kirche steht dieser Ausdruck für die Überlegung, bewährte verheiratete Männer zur Weihe zuzulassen. Nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil (1962-1965) wurde die Weihe verheirateter Männer für das Diakonenamt zugelassen. Seither werden auch die Voraussetzungen für eine Zulassung von „viri probati“ zum Priesteramt immer wieder neu diskutiert. So schrieb 1970 *Joseph Ratzinger*, der spätere Papst *Benedikt XVI.*, im Blick auf die Kirche im Jahre 2000: „Die Kirche der Zukunft wird [...] auch gewisse neue Formen des Amtes kennen und bewährte Christen, die im Beruf stehen, zu Priestern weihen“²⁷.

Das Thema „viri probati“ wurde auch von der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland in Würzburg (1971-1975) aufgegriffen. Im Beschluss „Dienste und Ämter“ heißt es: „Zur Suche nach neuen Zugangswegen zum Priestertum gehört auch die Prüfung der Frage, ob in Ehe und Beruf bewährte Männer zur Priesterweihe zugelassen werden sollen und ob die Zölibatsgesetzgebung grundsätzlich geändert werden soll. Es wird deshalb allgemein anerkannt, dass außerordentliche pastorale Notsituationen die Weihe von in Ehe und Beruf bewährten Männern erfordern können. Die Gemeinsame Synode kann aufgrund des Beschlusses der Deutschen Bischofskonferenz vom 13.4.1972 in dieser Frage keine Entscheidung treffen. Umso mehr sind die Bischöfe verpflichtet zu prüfen: Ist eine solche pastorale Notsituation heute und in absehbarer Zukunft in Deutschland gegeben? [...] In jedem Fall hält die Synode in der geistlichen Kraft der Hoffnung daran fest, dass der Herr der Kirche auch künftig eine hinreichende Zahl von Priestern für den Dienst in den Gemeinden berufen wird“²⁸. In seiner Einleitung zum Abdruck des Beschlusses schrieb *Walter Kasper* vor 45

²⁷ Joseph Ratzinger, *Glaube und Zukunft*, München 1970, 123.

²⁸ Dienste und Ämter. 5.4.6, in: Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Offizielle Gesamtausgabe I, Freiburg/Basel/Wien 1976, 628f..

Jahren: „Wenn die Kirche in Zukunft über längere Zeit durch akuten Priestermangel gezwungen sein sollte, die Leitung vieler Gemeinden [...] Laien anzuvertrauen“, dann bleibe auf längere Sicht gar nichts anderes übrig, als viele „der Laien, die sich im Gemeindedienst bewährt haben, als *viri probati* für die Ordination“ zuzulassen. Und weiter, in einem Jahr mit knapp 200 Priesterweihen (im Jahr 2020 insgesamt 56!²⁹): „Die katastrophale Entwicklung im Priesternachwuchs und damit verbunden die Frage, wie der pastorale Dienst in den Gemeinden weitergehen soll, stellt sich immer deutlicher als eine Lebensfrage für die Zukunft der Kirche heraus“³⁰.

Angesichts der immer lauter werdenden Forderung, auch Frauen zum priesterlichen Dienst zuzulassen, wird heute zunehmend nicht mehr von „*viri probati*“ gesprochen, sondern von „*personae probatae*“. Auch auf der Amazonas-Synode, die vom 6. bis 27. Oktober 2019 in Rom tagte, stand das Thema auf dem Tagungsprogramm. Im offiziellen Arbeitspapier zur Synode heißt es dazu: „In der Überzeugung, dass der Zölibat ein Geschenk für die Kirche ist, wird darum gebeten, im Blick auf die entlegensten Gebiete der Region die Möglichkeit zu prüfen, *ältere Menschen* [*kursiv*: N.S.] zu Priestern zu weihen (...), die von ihrer Gemeinde respektiert und akzeptiert werden. Sie sollten geweiht werden, auch wenn sie schon eine konstituierte und stabile Familie haben, mit dem Ziel, die Spendung der Sakramente zu sichern“³¹. Wie erwartet, sprachen sich auch die Synodenteilnehmer mehrheitlich dafür aus, dass die Bischöfe die Voraussetzungen dafür schaffen, dass für Gemeinden des Amazonasgebiets, die besonders unter Priestermangel leiden, auch entsprechend ausgebildete Seelsorger geweiht werden können, die zuvor als Ständige Diakone tätig waren. „Viele Gemeinden im Amazonasgebiet haben enorme Schwierigkeiten, Zugang zur Eucharistie zu erhalten. Manch-

mal vergehen nicht nur Monate, sondern sogar Jahre, bevor ein Priester eine Gemeinde besuchen kann, um dort die Eucharistie zu feiern, das Beichtsakrament zu spenden oder die Kranken zu salben. Wir schätzen den Wert des Zölibats als ein Geschenk Gottes ... In Anbetracht der Tatsache, dass die legitime Verschiedenheit die Gemeinschaft und Einheit der Kirche nicht beschädigt, sondern das, was sich in der Pluralität der existierenden Riten und Ordnungen zeigt, die Einheit unterstreicht und ihr dient, schlagen wir vor: Die zuständige Autorität ... möge Kriterien und Voraussetzungen schaffen, um geeignete und von der Gemeinde anerkannte *Männer* [*kursiv*: N.S.] zu Priestern zu weihen. Sie sollten bereits ein fruchtbares Diakonat und eine Ausbildung zum Priesteramt absolviert haben und sie sollten eine legitime und stabile Familie beibehalten können. Auf diese Weise sollen sie das Leben der christlichen Gemeinde durch die Verkündigung des Wortes und die Feier der Sakramente in den entlegensten Zonen des Amazonasgebiets aufrechterhalten. In dieser Hinsicht haben sich einige dafür ausgesprochen, dieses Thema auch auf weltkirchlicher Ebene zu behandeln“ (Art. 111³²).

Im Hinblick auf die Zulassung von Frauen zum Diakonat hält das Dokument fest, dass dies in den Beratungen mehrfach gefordert worden war. Der Vorschlag einer Zulassung jedoch wird von der Versammlung nicht explizit unterstützt. Allerdings enthält der Text den Wunsch, mit einer vom Papst im Jahr 2016 eingesetzten Kommission zum Frauendiakonat in Austausch zu treten.

Zu Verabschiedung jedes der insgesamt 120 Artikel war eine Zweidrittelmehrheit der 181 anwesenden Synodalen notwendig, also 120 Stimmen. Die meisten Gegenstimmen erhielten die Artikel zu den verheirateten Priestern (41 Nein-Stimmen bei 128 Ja-Stimmen) und zum Frauendiakonat (30 Nein-Stimmen bei 137 Ja-Stimmen). Das auf Spanisch abgefasste Schlussdokument ist für den Papst nicht bindend.

Franziskus kündigte nach der Veröffentlichung an, ein eigenes Schreiben mit Folge-

²⁹ <https://de.statista.com/statistik/daten/studie/200021/umfrage/priesterweihen-der-katholischen-kirche/>.

³⁰ Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Offizielle Gesamtausgabe I, Freiburg/Basel/Wien 1976, 581–594.

³¹ <https://www.domradio.de/themen/bischofssynode/2020-12-30/bischof-zur-rolle-von-viri-probati-auf-der-amazonas-synode>.

³² Zit. nach: <https://www.kath.ch/newsd/wir-suchen-nach-neuen-wegen-das-schlussdokument-der-amazonas-synode/>.

rungen vorzulegen. Dieses „postsynodale“ Schreiben mit dem Titel „Querida Amazonia“ („Geliebtes Amazonien“), das am 2.2.2020 erschien, ist „an das Volk Gottes und an alle Menschen guten Willens“ gerichtet³³. Der Text ist von einer hohen Wertschätzung der Kultur der indigenen Bevölkerung gekennzeichnet. Themen sind die sozialen und ökologischen Probleme der Region sowie die schwierige pastorale Situation. Zur Enttäuschung Vieler entschied sich aber Papst *Franziskus* gegen eine Lockerung der Zölibatspflicht. Eine Weihe von verheirateten Menschen („personae probatae“), nicht einmal von „viri probati“ (bewährte Männer) für die lateinamerikanischen Region wird nicht erwähnt, obwohl sich die an der Synode teilnehmenden Bischöfe mit Zweidrittelmehrheit dafür ausgesprochen hatten. Stattdessen ermutigt der Papst in sehr allgemein gehaltenen Worten die Bischöfe, „großzügiger zu sein und diejenigen, die eine missionarische Berufung zeigen, dazu zu bewegen, sich für das Amazonasgebiet zu entscheiden“. Deren Ausbildung müsse „gründlich“ überprüft werden, „damit sie für den Dialog mit den Kulturen des Amazonasgebiets erforderlichen Haltungen und Fähigkeiten erwerben können“. Zudem sollen die Oberhirten das Gebet um Priesterberufungen fördern. Der kirchliche Dienst müsse so gestaltet werden, dass er einer größeren Häufigkeit der Eucharistiefeyer diene, heißt es weiter. Die Notwendigkeit von Priestern schließe allerdings nicht aus, dass ständige Diakone, Ordensfrauen und Laien „wichtige Verantwortung für das Wachstum der Gemeinschaften übernehmen“. Die Kirche müsse nicht nur für mehr geweihte Amtsträger für die Feier der Eucharistie sorgen, sondern auch Laiendienste fördern, „was eine biblische, dogmatische, spirituelle und praktische Ausbildung als auch verschiedene Programme zur Fortbildung voraussetzt“. Eine Kirche „mit amazonischen Gesichtszügen“ erfordere die Präsenz mit entsprechenden Vollmachten ausgestatteter Laien-Gemeindeleiter, die mit der Kultur vertraut sind „und Raum lassen für die

Vielfalt des Glaubens, die der Heilige Geist sät“.

Der Text nimmt auch Bezug auf die Forderungen nach einem Weiheamt für Frauen. Man dürfe das Verständnis von Kirche „nicht auf funktionale Strukturen“ reduzieren. „Ein solcher Reduktionismus würde uns zu der Annahme veranlassen, dass den Frauen nur dann ein Status in der Kirche und eine größere Beteiligung eingeräumt würden, wenn sie zu den heiligen Weihen zugelassen würden“, schreibt der Papst. Eine derartige Sicht würde jedoch auf eine „Klerikalisierung der Frauen hinlenken und den großen Wert dessen, was sie schon gegeben haben, schmälern“. Frauen leisteten „auf ihre eigene Weise“ ihren Beitrag, beispielsweise indem sie „die Kraft und Zärtlichkeit der Mutter Maria“ weitergäben. Die „spezifische Macht“ der Frauen sei an denen sichtbar geworden, die sich der Gemeinden am Amazonas angenommen und sie somit vor dem Zerfall bewahrt hätten³⁴.

Für alle, die Hoffnung auf begrenzte Veränderung kirchlicher Lehre und Praxis hegten, ist das Papstschreiben enttäuschend. Den theologisch seit Jahrzehnten etablierten Begriff „viri probati“ erwähnt das Dokument überhaupt nicht, sondern weicht aus. Und das, obwohl das Thema der verheirateten Priester von Papst *Franziskus* selbst ins Spiel gebracht wurde. Auf seiner Rückreise vom Weltjugendtag in Panama im Januar 2019 schloss er einen Wahlzölibat für sich persönlich aus und bezog sich dann auf den südafrikanischen Bischof *Lobinger* und seinen Vorschlag, verheiratete Männer in entlegenen Gegenden wie den Fidschi-Inseln zu weihen, wo die Eucharistie nur selten gefeiert werden kann³⁵. Auch der Begriff „Diakonin“ fehlt. Stattdessen erzählt *Franziskus* bestätigend davon, dass es am Amazonas gemeindliche Gruppen gebe, die – dank engagierter Frauen – „manchmal jahrzehntelang“ existiert hätten, ohne dass ein Priester vorbeigekommen sei. Jahrzehnte! Das grenzt an Zynismus.

³³ Nachsynodales Apostolisches Schreiben Querida Amazonia von Papst Franziskus an das Volk Gottes und an alle Menschen guten Willens v. 2.2.2020; https://www.vatican.va/content/francesco/es/apost_exhortations/documents/papa-francesco_esortazione-ap_20200202_querida-amazonia.html.

³⁴ <https://www.katholisch.de/artikel/24513-nachsynodales-schreiben-keine-weihe-von-viri-probati-am-amazonas>.

³⁵ Vgl. Fritz Lobinger, *Wie Gemeinden Priester finden. Ein Weg aus dem Pfarrermangel*, Wien 1998; <https://www.forum-weltkirche.de/hefte/2019/heft-42019-amazonassynode/ich-rieche-wie-die-schafe/>

Papst *Franziskus* sah sich daher im September 2020 genötigt, den vielen von seinen Worten Enttäuschten eine Erklärung abzugeben, warum er das positive Votum der Amazonas-Synode nicht aufgenommen habe. Es habe bei der Synode zwar eine „gute, produktive und sogar notwendige“ Debatte zu diesem Thema gegeben, heißt es in einer persönlichen Notiz des Papstes. Aber es sei „nicht mehr als das“ gewesen, da keine echte „Unterscheidung“ der Geister stattgefunden habe, so *Franziskus*. „Das war entscheidend bei meinem letztendlichen Urteil“. Unterscheidung sei „etwas anderes als zu einem guten und gerechtfertigten Konsens oder einer relativen Mehrheit zu gelangen“, schreibt *Franziskus* weiter. „Man muss verstehen, dass die Synode mehr als ein Parlament ist.“ Es sei bedeutend für die „synodale Pädagogik“, dass sie dazu auffordere, die „Logik des Parlaments zu verlassen, um das Zuhören auf die Gemeinschaft zu lernen und auf das, was der Geist der Kirche sagt“. Eine Synode bedeute, „dem ehrlichen Zuhören Zeit zu widmen“. Würde jeder bei „seiner eigenen Wahrheit“ stehen bleiben, hieße das, „ein Gefangener von sich selbst und der eigenen Positionen“ zu werden. Als notwendige Haltung für die Kirche sei „in einem gewissen Sinn, die Synode nicht beendet“, so *Franziskus*³⁶.

Dabei hätte der Papst durchaus die Möglichkeit gehabt, etwas zu ändern, wenn er nur gewollt hätte. Selbst wenn nicht Zweidrittel der Bischöfe *für*, sondern *gegen* die Einführung von „viri probati“ gestimmt hätten, hätte er das dank seines seit 1870 existierenden Jurisdiktionsprimats und der „Unfehlbarkeit“ tun können. Statt ein ohnehin umstrittenes und fragwürdiges Kirchengesetz zu ändern, nimmt er die pastorale Katastrophe im Amazonas-Gebiet billigend in Kauf. Kein gutes Omen für den „Synodalen Weg“ in Deutschland und weltweit.

„Leutepriester“

Im Jahr 2003 veröffentlichten der südafrikanische Bischof *Fritz Lobinger*, der Pastoraltheologe *Paul M. Zulehner* und der

³⁶ <https://www.katholisch.de/artikel/26800-viri-probati-bei-amazonas-synode-darum-hat-papst-nicht-zugestimmt>.

Dogmatiker *Peter Neuner* das Buch „Leutepriester“³⁷. Ein Jahr zuvor war von *Zulehner* in der Zeitschrift „Christ in der Gegenwart“³⁸ bereits ein Artikel „Pauluspriester – Korinthpriester“ erschienen. „Das Fehlen an Priestern für die Gemeinden hat zu einer weiteren höchst fragwürdigen Nebenentwicklung geführt. Immer mehr traditionell an das priesterliche Amt gebundene Aufgaben wandern zu zumeist hauptamtlichen Laien. Der kirchenrechtliche Sprachgebrauch dafür lautet, dass Laien neben dem ihnen ‚eigenen beruflichen Auftrag zur Übernahme einzelner Aufgaben des kirchlichen Amtes herangezogen‘ werden können. [...] So werden etwa in der Schweiz hauptamtliche Laiengemeindeleiter beauftragt, bei Trauungen zu assistieren, zu taufen und eine Gemeinde (faktisch) zu leiten, und das – so die listige Sprachregelung etwa in der Diözese Speyer – mit einer „Ganzverantwortung“, wengleich nicht mit einer „Letztverantwortung“ – denn diese liegt bei dem im Hintergrund wirkenden Moderator, der ein Priester sein muss. Theologisch bedeutet diese Entwicklung einen „heilsamen Unsinn“. „Heilsam“ sind diese Entwicklungen, weil es besser ist, wenn irgendetwas diese amtlichen Aufgaben wahrnimmt. Der „Unsinn“ liegt darin, dass hier ein „Amt ohne Weihe“ sich ausbildet. Das Faktum der „ungeweihten Laienpriester“ verdunkelt sowohl die originären Laienberufe (PastoralreferentInnen, GemeindereferentInnen) als es auch letztlich die Priesterweihe zunehmend abwertet, ja überflüssig macht, weil die meisten an das Priesteramt gebundenen Aufgaben nunmehr auch von (zudem verheirateten) Laien erledigt werden können“³⁹.

Die Autoren setzen sich darum nicht für die Erweiterung des bisher bekannten Priestermodells um verheiratete Priester ein, sondern für die Zulassung eines anderen Typs von Priestertum, der komplementär mit den real existierenden Priestern, wie wir sie kennen, als Team zusammenarbeiten soll. *Zulehner* nennt sie „Korinth-

³⁷ Paul M. Zulehner/Fritz Lobinger/Peter Neuner, *Leutepriester in lebendigen Gemeinden. Ein Plädoyer für gemeindliche Presbyterien, Ostfildern 2003*.

³⁸ Fritz Lobinger/Paul M. Zulehner, *Pauluspriester – Korinthpriester*, in: *Christ in der Gegenwart* 42/2002, 349-350).

³⁹ Ebd., 349.

priester“. „Inspiriert sind wir bei diesem Vorschlag durch die paulinischen Gemeindeferichte. Diese kennen gleichfalls zwei Priestertypen: einen gemeindegründerisch-missionarischen Typ - Paulus selbst - und in den einzelnen Gemeinden einen gemeindeleitenden, gottesdienstvorstehenden Typ - die Presbyter etwa in Korinth. Wir schlagen daher vor, diese beiden Priestertypen ‚Pauluspriester‘ und ‚Korinthpriester‘ zu nennen“⁴⁰.

Es geht nicht zuerst um „viri probati“ bzw. „personae probatae“, sondern vor allem um lebendige, kreative Gemeinden, in denen bereits Ehrenamtliche pastoral tätig sind. Die „Korinthpriester“ werden „für priesterliche Aufgaben in jener Gemeinde bestellt, aus der sie kommen, und sie existieren immer als ein Team, nicht als Einzelne. Der erste Schritt ist dabei nicht die Suche nach einer Priesterberufung, die im Herzen der Einzelnen aufbricht, sondern es ist die Gemeinde, die gemeindeerfahrene Personen sucht („viri probati“), die sie für das Priesteramt erwählt und die dazu der Bischof in einem Gottesdienst in ein gemeindliches Presbyterium hinein weiht. Sie stehen der Eucharistiefeyer vor und leiten aus deren Mitte her die Gemeinde, indem sie die sie erwählende Gemeinde in der Spur des Evangeliums halten. [...] Möglich ist, dass sie verheiratet sind; sie werden in ein gemeindliches Presbyterium hineingeweiht, in dem es vielleicht in unbestimmter Zeit auch Frauen geben wird; ihre Ausbildung ist wie ihre Fortbildung berufsbegleitend, die Ausübung dieses Priesteramtes ist im Normalfall ehrenamtlich“⁴¹. Mit den hauptamtlichen Priestern sollen sie eng zusammenarbeiten, getragen von einer gemeinsamen Vision. Die Kooperation fördert ein komplementäres Miteinander aller im Dienst der Evangelisierung und gegenseitiges Vertrauen.

Die Arbeit im Team erscheint deswegen notwendig, um die Abhängigkeit von Einzelpersonen zu vermeiden. Teams verhindern leichter das Aufkommen klerikalistischen Gehabes; Charaktere, die gern dominieren und sich selbst zur Schau stellen wollen, werden eher wegbleiben. Das bringt Herausforderungen für ihre Ausbildung. Viel stärker als bisher werden hauptamtli-

che, vom zuständigen Bischof eingesetzte Priester für spirituelle Begleitung gefragt sein – als „Sendboten der Einheit“, wie *Lobinger* es sieht.

Die Teammitglieder sollen nicht von außen kommen, sondern aus der Gemeinde selbst. Die Eignung und Berufung wird von der Gemeinde ausgesprochen. Die praxiserprobte Bewährung im ehrenamtlichen Dienst ist ein entscheidendes Kriterium für die Beurteilung der Kandidaten. Diese Berufenen sollen nicht den „Bibliotheksgeruch von Akademikern“ haben (auch wenn sie von denen gefördert werden), sondern den „Stallgeruch der Herde“, wie Papst *Franziskus* es ausdrückte. „‚Korinthpriester‘ soll es unserer Ansicht nach nur in gut entwickelten Gemeinden geben, die für die Grundvollzüge ihres Lebens und Wirkens handlungsfähige Arbeitsteams ausgebildet haben. Sie leben dann aus eigener Kraft und nicht durch das Wirken des zu ihnen gesandten Priesters“⁴².

Diese bewährten und ordinierten Gemeindeglieder sind ein erster Schritt auf dem Weg zu einer Praxis, in der, wer allen dient, auch von allen gewählt werden sollte. Im Grunde genommen ändert sich gar nicht so viel im Leben der „bewährten Gemeinden“, wenn bereits eine gut eingespielte Zusammenarbeit besteht, in der die Priester wesentlich die Aufgabe der Begleitung der leader, der Ausbildung und Fortbildung innehaben. Entscheidend ist, dass nun regelmäßig die Eucharistie gefeiert und auch die anderen Sakramente gespendet werden können.

Bewährte ordinierte Gottesdienstleiter aus „bewährten Gemeinden“ werden nur im Blick auf ihre eigene Gemeinde geweiht. Die lokalen „Leutepriester“ (ggf. „-priesterinnen“) arbeiten im überschaubaren Raum; herkömmliche ehelose „Bistumspriester“ sind in größeren Kontexten tätig und arbeiten den lokalen Netzwerkkirchen zu. Die „Leutepriester“ sind ortsgebunden, der Gemeinde verpflichtet, die sie will und sie berufen hat. Das Subjekt der Berufung sind die Gemeinden, die die Leute am besten kennen, ihre Talente und ihren Charakter. Die Vollmacht dieser Ordinierten kann nicht nur örtlich, sondern auch zeitlich befristet und jeweils erneuert werden. Sollten

⁴⁰ Ebd., 350.

⁴¹ Ebd., 350.

⁴² Ebd., 350.

sich einige in der neuen Aufgabe nicht bewähren, kann man die Vollmacht entziehen – und gegebenenfalls später auch wieder aufleben lassen.

Es geht bei allem um eine „partizipative“ Kirche und Gemeinde, nicht um eine „Dienstleistungs“-Kirche. Die Gemeinde ist nicht Objekt der Pastoral, sondern Subjekt.

Nicht jammern – endlich handeln!

Kehren wir noch einmal zurück an den Anfang unserer Überlegungen. Bischof *Meier* befürchtet, wenn das Weihe-Amt nicht mehr selbstverständlich akzeptiert werde, „dann bröckelt der Leib Christi. Dann wird vielleicht sogar der Kirche das Rückgrat gebrochen.“ Hier hilft kein Jammern. Das priesterliche Amt in der heutigen Gestalt ist nicht etwas ewig Gültiges und Unveränderliches. Es hat schon einen erheblichen Gestaltwandel erfahren im Lauf der Jahrhunderte. Und es wird sich weiter ändern. Denn nach *Pius XII.* kann „die Kirche, was sie festgelegt hat, auch verändern und abschaffen“. Warum setzen sich die deutschen Bischöfe nicht zusammen, um über neue, zeitgemäße Formen priesterlichen Dienstes nachzudenken? Warum nehmen sie nicht die Überlegungen und Vorschläge zur Kenntnis, wie sie oben skizziert wurden? Warum fordern die deutschen Bischöfe nicht wie ihre Amazonas-Kollegen „die zuständige Autorität (auf, sie) möge Kriterien und Voraussetzungen schaffen, um geeignete und von der Gemeinde anerkannte Männer zu Priestern zu weihen“? Fehlt ihnen dazu der Freimut, die paulinische *Parrhesia* (vgl. Apg 2,29; 4,13; 9,27f. u.ö.; 1Thess 2,2)? Die Bischöfe sollten aufhören, über den Priestermangel zu jammern oder nach untauglichen „Lösungen“ zu suchen, die mehr schaden als nutzen (XXL-Gemeinden). Sie sollten endlich die Courage aufbringen, zu handeln und mit Nachdruck beim Papst eine nachhaltige, zukunftsweisende Lösung einfordern. Steter Tropfen höhlt den Stein. Auch den römischen „Fels“, den Nachfolger des „Felsenmannes“ *Petrus*, Papst *Franziskus*.

Karl-Josef Wendling

„Menschenwürdig sterben“

Predigt vom 06.11.2021 in Diferrenten

Liebe Gemeinde!

Im November beobachteten wir das Sterben in der Natur. Da liegt es nahe, auch über das eigene Sterben nachzudenken, Ich möchte heute in der Predigt etwas sagen zu dem Thema „Menschenwürdig sterben“. Darüber wird ja viel diskutiert.

Vor drei Jahren habe ich den Tod einer guten Bekannten miterlebt. Sie war 72 Jahre alt, unverheiratet und jahrzehntelang im kirchlichen Dienst als Gemeindefereferentin. Auch im Ruhestand war sie noch ehrenamtlich engagiert. Sie war schon lange ernsthaft krank und hatte eine Reihe Krankenhausaufenthalte hinter sich. Aber sie hatte es immer wieder geschafft. Doch dann wurde es heftig. Sie konnte schließlich nur noch künstlich ernährt werden und wurde ein reiner Pflegefall. Sie war austherapiert, wie man so sagt. Eines Tages sagte sie: „So kann und will ich nicht weiterleben. Ich will keine künstliche Ernährung mehr. Ich lasse der Natur ihren Lauf.“ Sie konnte im Hospital bleiben, wurde liebevoll betreut und von ihren Geschwistern und guten Freunden begleitet. Sie ist dann nach wenigen Wochen gestorben. Ich fand ihre Entscheidung sehr tapfer. Und ich denke, da werden viele zustimmen und sagen: Ja, das würde ich auch machen. Wenn nur das Sterben verlängert wird, macht die Therapie keinen Sinn mehr. Das kann auch nicht im Sinne Gottes sein. Menschen müssen leben dürfen, aber sie müssen auch sterben dürfen. Mit einer Patientenverfügung kann man Vorsorge treffen, wie man medizinisch behandelt werden will, wenn es ans Sterben geht und man sich nicht mehr äußern kann, z.B. dass man keine lebensverlängernden Maßnahmen will, wenn damit nur das Sterben verlängert wird. Ich habe seit meiner Herz-OP eine solche Verfügung bereitliegen.

Aber die Frage geht ja noch weiter und tiefer. Wie weit reicht das Recht auf Selbstbestimmung des Menschen und wo sind seine Grenzen?

Darf ein Mensch sich das Leben nehmen und andere dabei um Hilfe bitten, z.B. bei ganz schlimmer Krankheit? Das Bundesverfassungsgericht hat in seinem Urteil vom 26. Februar 2020 zu dieser Frage „JA“ gesagt. Danach darf jeder Mensch ein tödliches Medikament, das ihm zur Verfügung gestellt wird, selber einnehmen. Aktive Sterbehilfe, also Tötung auf Verlangen, bleibt aber weiter verboten. Das sorgt bis heute für heftige Diskussionen. Katholische und evangelische Kirchen haben das sofort kritisiert. Sie warnen, sicher mit Recht, dass so Todkranke unter Druck geraten können und sich gedrängt fühlen, ihrem Leben vorschnell ein Ende zu setzen. In Ländern mit liberaler Gesetzgebung steigen ja auch die Zahlen. Unsere beiden christlichen Großkirchen, Vertreter der Ärzteschaft und Hilfsorganisationen setzen sich dafür ein, dass noch mehr getan wird für die Palliativmedizin – also optimale Schmerzlinderung, und für die Hospizarbeit mit ihrer besonderen menschlichen Zuwendung.

Nach unserem christlichen Verständnis sind wir Menschen nicht Herr über Leben und Tod. Das Leben ist ein Geschenk Gottes. Die Frau des früheren Ratsvorsitzenden der Evangelischen Kirche in Deutschland, Nikolaus Schneider, hat sich vor Jahren in einer Talkshow im Fernsehen dazu geäußert. Sie war selbst todkrank gewesen und spielte mit dem Gedanken, Sterbehilfe in der Schweiz zu suchen. Wie durch ein Wunder wurde sie aber wieder gesund. Sie sagte im Blick auf diese christliche Wahrheit – das Leben eine Geschenk Gottes – halb ernst, halb lächelnd: „Aber ein Geschenk darf man auch zurückgeben.“

Zu unserem christlichen Lebensverständnis gehört auch der Glaube, dass wir in Gott hinein sterben. Das gibt dem Tod ein anderes Gewicht. Unser Sterben ist nicht EXITUS, sondern TRANSITUS, nicht endgültiges Aus, sondern Hinübergang. Dieser Glaube hat meiner Bekannten ihre Entscheidung erleichtert. Und ihre Umgebung hat nicht versucht, ihr das auszureden.

Wir Christen sollten unsere Meinung in dieser Diskussion weiter einbringen. Wir

sollten aber mit unserem Urteil und unserer Kritik in Grenzfällen vorsichtiger und behutsamer sein. Denn auch unter Christen ist die Meinung in dieser Frage, wie weit die Selbstbestimmung des Menschen gehen darf, nicht einheitlich. Auch das römische Lehramt hat die Wahrheit nicht gepachtet und hat schon öfter seine Lehre revidieren müssen.

Der evangelische Landesbischof von Hannover, der als Seelsorger viel mit Schwerkranken zu tun hatte, hat erlebt, dass auch sehr gläubige Menschen den Wunsch äußerten zu sterben. Und er sagt: Unter bestimmten Bedingungen kann die Hilfe zum Suizid ein Akt der Barmherzigkeit sein.

Und der kath. Krankenhausseelsorger Norbert Heymann aus NRW sagt ähnlich: Ich erlebe immer wieder Patienten, sie sich den Tod wünschen, weil sie ihre Schmerzen nicht mehr ertragen oder nicht in völliger Abhängigkeit leben wollen. Auch für ihn kann es durchaus ein Akt der Barmherzigkeit sein, wenn man Menschen, die fest entschlossen sind, selbstbestimmt aus dem Leben zu gehen, die Möglichkeit dazu gibt. Er sagt: „Wenn Gott den Menschen zur Freiheit berufen hat, dann darf man sie ihm nicht einfach nehmen.“

Ich schließe mit dem Leserbrief einer Frau, der in der Zeitschrift „Kontinente“ (Ausgabe 1/2020 Herausgeber „missio“) veröffentlicht war. Sie schreibt: „Im vergangenen Jahr habe ich meine Tante im Sterben begleitet: bis ins hohe Alter eine ungeheuer agile, vielseitig interessierte, gepflegte Frau. Als sie die Krebsdiagnose bekam, gaben die Ärzte ihr maximal noch neun Monate. Meine Tante entschied sich gegen eine Therapie. Sie war gläubig, hatte ein gutes Leben gehabt und sah keinen Sinn darin, es um jeden Preis zu verlängern. Ihr letzter Weg dauerte dann doch länger als prognostiziert. Was ich in dieser Zeit erlebt habe, hat meine Einstellung zur Sterbehilfe verändert. Auf einmal kamen die Zweifel. Welchen Sinn soll es haben, dass ein Mensch, der mit sich im Reinen und bereit ist zu gehen, sich quält? Auch wenn palliativmedizinische Betreuung bei den meisten – längst nicht bei allen! -Patienten die Schmerzen lindert: Der Verlust der Selbstbestimmung und die Erfahrung, völlig auf fremde Hilfe angewiesen zu sein, bleibt kaum einem erspart. Auch das ist für viele

quälend. Als Christen glauben wir, dass Gott uns das Leben schenkt und er es ist, der es nimmt. So gesehen dürfen wir es nicht eigenmächtig beenden. Aber ich bin auch überzeugt: Gott will nicht, dass wir leiden. Vielleicht wäre es – wenngleich ein schwerer – tatsächlich ein Akt der Nächstenliebe, Todkranken auf deren ausdrücklichen Wunsch bei einem selbstbestimmten, würdigen Sterben zu helfen. Ich bin selbst im Gewissenskonflikt. Einiges, von dem ich fest überzeugt war, ist ins Wanken geraten.“

Felix Senn

Bewusstseinsrevolution und veränderte Weltbilder

Archaische, heutige und zukünftige Religiosität nach Willy Obrist

Zum Auftakt ein Seitenblick

In seinem monumentalen, zweibändigen Werk zu Glauben und Wissen ist es Jürgen Habermas um eine Genealogie nachmetaphysischen Denkens zu tun. Es geht ihm dabei um philosophiegeschichtliche Lernprozesse, die nicht nur im Rahmen der Philosophie allein, sondern auch innerhalb der Religionen selbst gemacht wurden, um ein nachmetaphysisches Vernunftdenken voranzubringen. Bei diesem Unterfangen setzt er ein bei dem, was nach Karl Jaspers „Achsenzeit“ genannt wird. Um die Achse von ca. 500 vor Christus nämlich haben sich nach Jaspers die Weltgeschichte und die Geschichte menschlichen Denkens schneller zu drehen begonnen, da im Zeitraum von 800 – 200 v. Chr. sich in allen eurasischen Hochkulturen unabhängig voneinander Revolutionen und Entwicklungssprünge ereignet hätten. Das Ergebnis davon: In dieser Achsenzeit entstanden sämtliche grossen Weltreligionen und me-

taphysischen Weltbilder, die bis heute nachwirken.¹

Als kognitiven Entwicklungsfortschritt der Achsenzeit sieht Habermas² insbesondere den „Durchbruch zu einem transzendenten Standpunkt“³, der verbunden ist mit einer Tendenz zum Monotheismus und der im Ansatz zu einem dualistischen Weltbild führt. Die Alltagswelt gerät auf Distanz zu einem Jenseits, dem Ort eines unsichtbaren Schöpfer- und Erlösergottes. War bisher die Alltagswelt voller Geister und Dämonen, so sind diese nun gleichsam ins Jenseits entrückt. Fortan sind die Lebenswelt der Menschen und das Jenseits des Göttlichen und Dämonischen klar zu unterscheiden, was nach Habermas im Grunde „magischen Vorstellungen den Boden entzieht“⁴.

Damit sind wir mitten in das Denken von Willy Obrist hineingeraten, so könnte man meinen. Obwohl Habermas und Obrist sich nicht kennen, sich gegenseitig meines Wissens nicht einmal je zur Kenntnis genommen oder zitiert haben, kommen sie mit ihren völlig verschiedenen Herangehensweisen in vielem zu ähnlichen Erkenntnissen bezüglich der Entwicklung des menschlichen Denkens. Vor allem in Bezug auf das frühe mythische Denken und auf die lange Phase metaphysischer Konzepte bis hin zur Neuzeit gibt es frappierende Parallelen und erstaunliche Übereinstimmungen. Dies ist zumal deshalb verblüffend, weil die beiden Wissenschaftler ganz unterschiedliche Prägungen haben: Während Habermas von der kritischen Theorie der Frankfurter Schule und von den kritischen Sozialwissenschaften herkommt, ist Obrist durch und durch geprägt von den Naturwissenschaften.

Warum dieser Seitenblick am Anfang? Weil Willy Obrist oft als Exot und einsamer Ruffer in der Wüste dargestellt wird. Und weil dies dazu führte, dass man ihn bis heute in den zünftigen Wissenschaften kaum zur Kenntnis nimmt. Obrist hat vor allem darunter gelitten, dass die Theologie seine Forschungsergebnisse nicht aufnahm und kaum bereit war, mit ihm in einen fachli-

¹ Vgl. Habermas J., Auch eine Geschichte der Philosophie, Bd. 1: Die okzidentale Konstellation von Glauben und Wissen, Berlin 2019, 101-103.177.

² Vgl. zum Folgenden ebd. 182 ff.

³ Ebd. 187.

⁴ Ebd.

chen Dialog zu treten. Dass nun posthum von völlig unerwarteter Seite und von einem hochdekorierten Sozialwissenschaftler eine Bestätigung von einigen wesentlichen Forschungsergebnissen Obrists erfolgte, mag eine späte Genugtuung sein, die all jene freut, die sich von Obrists Thesen inspirieren lassen. Willy Obrist selbst hat diese Genugtuung nicht mehr erlebt. Er ist 2013 hochbetagt, im Alter von 95 Jahren, gestorben. Wer war er?

Biografisches

Willy Obrist ist 2018 in Langenthal in der Schweiz geboren. Nach dem Gymnasium trat er in den Jesuitenorden ein. Schon damals hatte er den Wunsch, ein Buch zu schreiben über die Ursachen der geistigen Krise seiner Zeit. Dafür wollte er sich ausbilden. Aber nach Abschluss der philosophischen Studien, die er mit einem Schwerpunkt in mittelalterlicher Geschichte ergänzte, hatte er genug von den widerstreitenden Meinungen und sehnte sich nach kontrollierbaren Fakten. Und weil ihm die Weltsicht des Ordens zu eng wurde, trat er aus und begann ein Medizinstudium. Er wurde Arzt und führte in Zürich erfolgreich eine eigene Praxis als Internist und Angiologe, las aber weiterhin natur- und geisteswissenschaftliche Literatur. Als er im Alter von gut 40 Jahren Carl Gustav Jungs Schriften genauer las, bewog ihn dies, 1964 seine ärztliche Praxis aufzugeben und eine Ausbildung am Jung-Institut in Zürich zu machen. Daneben arbeitete er im Selbststudium die neuen Erkenntnisse in den Naturwissenschaften auf: in Verhaltensforschung, Molekular- und Evolutionsbiologie, Atomphysik, Kosmologie und Kybernetik. Er blieb nach seiner Ausbildung am Jung-Institut hängen und wurde dort für viele Jahre Dozent, vor allem für Grundlagenforschung und Erkenntnistheorie. Zudem wurde er Mitarbeiter der Stiftung für humanwissenschaftliche Grundlagenforschung, einem transdisziplinären Arbeitskreis, hauptsächlich von Dozenten an Schweizer Hochschulen. Hineingezogen in den damals schwelenden Konflikt zwischen Tiefenpsychologie und Theologie, begann er sich intensiv mit dem Wandel des Welt- und Menschenbildes auseinanderzusetzen und die Konsequenzen für Religion und Religiosität zu bedenken. Darin fand er seine Lebensaufgabe und hat dazu neben

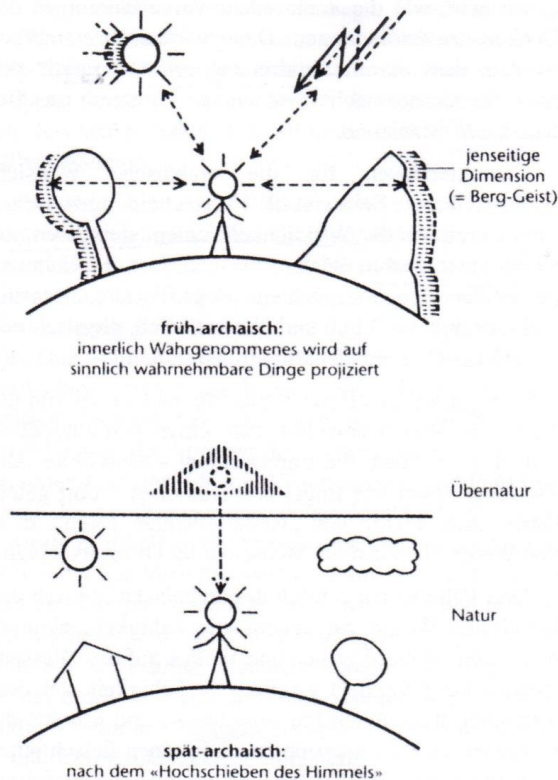
diversen Artikeln seit 1980 bis zu seinem Tod sieben Bücher publiziert. Zwei Artikeln kommt in unserem Kreis besondere Bedeutung zu. Es sind Beiträge für die beiden Sammelbände, die Knut Walf zur Veränderung des religiösen Bewusstseins herausgegeben hat unter den Titeln: Stille Fluchten (1983) und Erosion (2000).

Die zwei Schritte der Bewusstseinsmutation

Willy Obrist sieht die Evolution des menschlichen Bewusstseins als eine natürliche Fortsetzung der biologischen Evolution, wobei man von einer Evolution des menschlichen Geistes schon lange vor Darwin gewusst hat. Kulturphilosophen sprachen von einer kulturellen Evolution. Der methodische Ansatz zur Erforschung der Evolution des Bewusstseins wurde allerdings erst im Laufe des 20. Jahrhunderts gefunden. Dieser Ansatz war nicht mehr spekulativ, sondern naturwissenschaftlich fundiert. Im Laufe der biologischen Evolution wurde der Komplexitätsgrad des Lebens immer grösser. Beim Schritt von einem einfacheren zu einem komplexeren System traten jeweils noch nie dagewesene Eigenschaften in die Existenz. Konrad Lorenz bezeichnete dieses Aufscheinen von Neuem als Fulguration (von *fulgur*: Blitz). Der Schritt von unbewussten zum bewussten Lebewesen und damit der Anfang der Evolution des Bewusstseins ist Ergebnis einer solchen markanten Fulguration. Mit den Naturwissenschaften sieht Obrist diesen Schritt dort, wo Lebewesen ihr Spiegelbild nicht mehr angreifen, sondern sich selbst darin erkennen. Diese kognitive Fähigkeit kann man bei Schimpansen beobachten. Die charakteristische Fähigkeit von Bewusstsein ist damit geboren: die Unterscheidung zwischen Ich und Nicht-Ich, zwischen Subjekt und Objekt. Seither schreitet die Evolution des Bewusstseins genauso unaufhaltsam weiter wie die biologische Evolution. Während für letztere die Diversifikation der Arten (Spezies) typisch ist, ereignete sich die Evolution des Bewusstseins durch Diversifikation der Kulturen. Und während die Bio-Evolution sich im Genom niederschlägt, geschieht dies bei der Bewusstseinsentwicklung in Traditionen. Dabei zeigt sich, dass die Bewusstseinsentwicklung in unterschiedli-

chen kulturellen Strängen verschieden rasch voranschreitet. Und da zudem unterschiedlich ein Widerstand gegen Bewusstwerdung wirksam ist – Obrist nennt ihn Neophobie, also eine Angst vor dem Neuen – kann man bis heute in verschiedenen Völkern und Kulturen noch frühere Stadien der Bewusstseinsentwicklung beobachten und erforschen.

Vor diesem Hintergrund konnte die Wissenschaft ein allen Kulturen gemeinsames Grundmuster im Welt- und Menschenverständnis rekonstruieren: das archaisch-mythische Welt- und Menschenbild. Innerhalb dieses archaischen Denkens unterscheidet Willy Obrist zwischen einem früh-archaischen und einem spät-archaischen Stadium (schematisch dargestellt auf dem folgenden Diagramm⁵).



Im früh-archaischen Weltbild (oben) sehen die Menschen sozusagen in allen Naturphänomenen, die sie nicht verstehen und nicht einordnen können, geistige Kräfte – göttliche und/oder dämonische – am Werk, die sie bedrohen oder beschützen. Es ist ein animistisches Weltbild, in dem in der Natur selbst quasi übernatürliche, „jenseitige“ Kräfte am Werk sind und auf den Menschen einwirken.

⁵ Obrist, Die Mutation des europäischen Bewusstseins 22.

Im spät-archaischen Weltbild (unten) ist die vorfindliche Welt gleichsam von Göttern und Dämonen gereinigt. Die Menschen sehen und erleben sie als das, was sie ist, als Natur. Die Götter und Dämonen sind aber nicht einfach verschwunden, sondern wirken weiter auf die Menschen ein – allerdings sind sie jetzt entrückt in ein Jenseits der vorfindlichen Lebenswelt und Natur. Charakteristisch für das spätar-chaische Weltbild ist die Trennung von Natur und Übernatur, von Diesseits und Jenseits. Gleich wie Jürgen Habermas verbindet auch Willy Obrist den Beginn dieser spätar-chaischen Phase der Bewusstseinsentwicklung mit dem Aufkommen der grossen Hochreligionen und dem damit verbundenen metaphysischen Denken. Und was Habermas „Durchbruch zu einem transzendenten Standpunkt“ nennt, beschreibt Obrist bildlich als „Hochschieben des Himmels“⁶.

Erkauft ist dieser Fortschritt in der Bewusstseinsentwicklung allerdings mit einer streng dualistischen Weltansicht, in der es faktisch zwei Wirklichkeitsbereiche gibt: die Welt der Natur, der Tiere und der Menschen und die übernatürliche Welt der Götter und Dämonen, das konkret erfahrbare Diesseits und das unsichtbare, aber wirkmächtige Jenseits. Und es war nur eine Frage der Zeit, bis das unsichtbare Jenseits in Frage gestellt werden sollte.

Zunächst aber konsolidierte sich das spät-archaische Weltbild durch Riten und Mythen. Die Riten sollten die unsichtbaren, jenseitigen Mächte beeinflussen – zurückdrängen oder gefügig machen. Oft waren sie noch stark magisch bestimmt. Aber im Laufe der weiteren Entwicklung wurden sie differenzierter, bis sie fast nur noch auf das Bewirken von Seelenheil abzielten. Auch die mythischen Narrative wurden immer weniger plump. Lapidar stellt Obrist fest: Mit fortschreitender Evolution innerhalb der spät-archaischen Phase „wurden die metaphysischen Populationen reduziert“⁷. Die Entwicklung tendierte von den polytheistischen Religionen immer mehr hin zum Monotheismus. Schrittweise wurden die jenseitigen Wesen auch entmaterialisiert. Immer deutlicher wurde unterschieden zwischen materiellem Diesseits und rein geistigem Jenseits. Die jenseitigen Wesen

⁶ Ebd. 22 und 26.

⁷ Ebd. 26.

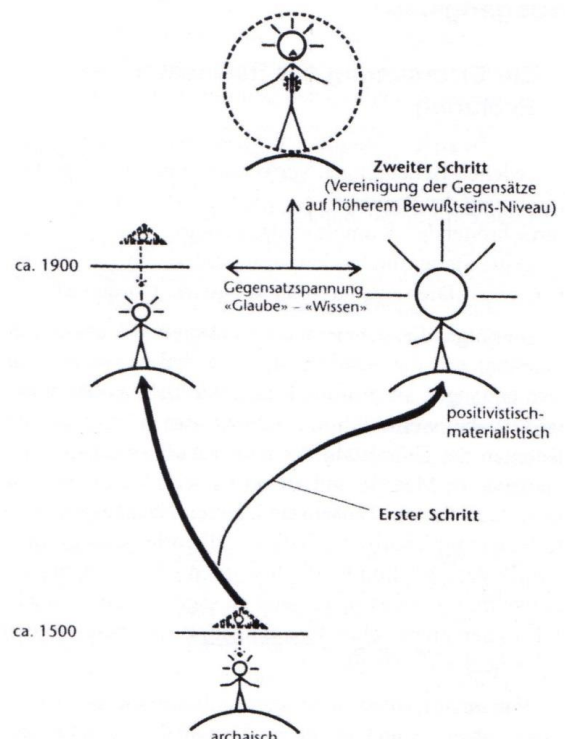
stellte man sich aber immer noch konkret existierend vor – so wie wir auf Erden existieren. Obrist nennt das „konkretistisch“. Die Vorstellung von rein geistigen Wesen war allerdings innerhalb der dualistischen Weltsicht ein Grenzwert. Die Bewusstseins-Evolution schien ins Stocken zu geraten. Sie konnte nur weitergehen, indem das Konkretistische im Geistigen überwunden wurde. Dies wurde durch die Vorstellung des „objektiv Geistigen“ möglich, das schon lange vor dem „subjektiv Geistigen“, also dem Bewusstsein des Menschen, existierte.

Obrist rekonstruiert nun, wie die mittelalterliche Scholastik noch ganz innerhalb der spät-archaischen Weltsicht den ersten grossen Schritt zur Überwindung des archaischen Denkens unbewusst anbahnte, indem sie das Aufkommen der empirischen Wissenschaft vorbereitete. Wir können dies hier nicht im Einzelnen nachverfolgen. Obrist bringt u.a. das Aufkommen der Universitäten mit der Möglichkeit interdisziplinären Austausches in Anschlag, weiter die Anwendung der aristotelischen Logik auf das Glaubensgut und den Universalienstreit, der im Ergebnis dem empirischen Erforschen der Natur die Tür öffnete. All dem zugrunde lag das Dilemma zwischen Vernunft und Glaube bzw. Wissen und Glauben, das immer offensichtlicher und immer bedrängender wurde.⁸ Auch in dieser Analyse ist Obrist übrigens in verblüffender Übereinstimmung mit Jürgen Habermas (was wir hier nicht weiter verfolgen können).

Je grösser in dieser Entwicklung der Spielraum der Vernunft wurde, desto enger wurde es für den Glauben. Mit dem Aufkommen der empirischen Wissenschaften vollzog sich ein erster grosser Schritt in der Bewusstseinsentwicklung über das archaische Denken hinaus. Dabei bahnte sich ein neues Weltverständnis an: das positivistische Weltbild der Aufklärung. Naturwissenschaften und historische Wissenschaften bemühten sich strikt um empirisch belegbare Fakten. Der methodische Positivismus der Wissenschaften führte zu einer Entmythisierung der Kulturgeschichte. „Die Entmythisierung ... war eine unbeabsichtigte Nebenwirkung empirischen Forschens. In dessen bewirkte es das, was zum Ausdruck ‚Aufklärung‘ geführt hat: das Wegblasen

des mythischen Nebels.“⁹ Der Glaube wurde zunehmend obsolet, das Jenseits entbehrlich. Im Laufe der Aufklärung wandelte sich der methodische Positivismus in einen ideologischen. Die jenseitige Welt mitsamt Gott wurde als nicht existent erklärt.

Die Kirchen allerdings und sämtliche Religionen verharteten weiterhin in ihrer spät-archaischen Weltsicht. Und da sie den ideologischen Positivismus völlig zu Recht fürchtete, lehnte z. B. die röm.-kath. Kirche lange die empirischen Wissenschaften selbst rundweg ab. Es kommt im Zuge der Aufklärung zu einer immer schärferen Gegensatzspannung zwischen rationalistisch-positivistischem Welt- und Menschenbild der Aufklärung und dem spät-archaisch-mythischen Welt- und Menschenbild der Kirchen, die um 1900 ihren Höhepunkt erreicht. Grösser konnte der Graben zwischen Glauben und Wissen bzw. Glaube und Vernunft gar nicht mehr werden. (Wir sehen das auf dem Schaubild.¹⁰)



Der Graben und die extreme Spannung zwischen den beiden grundlegend verschiedenen Weltverständnissen schreien förmlich nach einem weiteren Schritt der Bewusstseinsentwicklung. Ähnlich wie gemäss Hegels Dialektik These und Antithese auf einer höheren Ebene zu einer Synthese fin-

⁸ Vgl. ebd. 32.45-47.

⁹ Ebd. 42.

¹⁰ Ebd. 13.

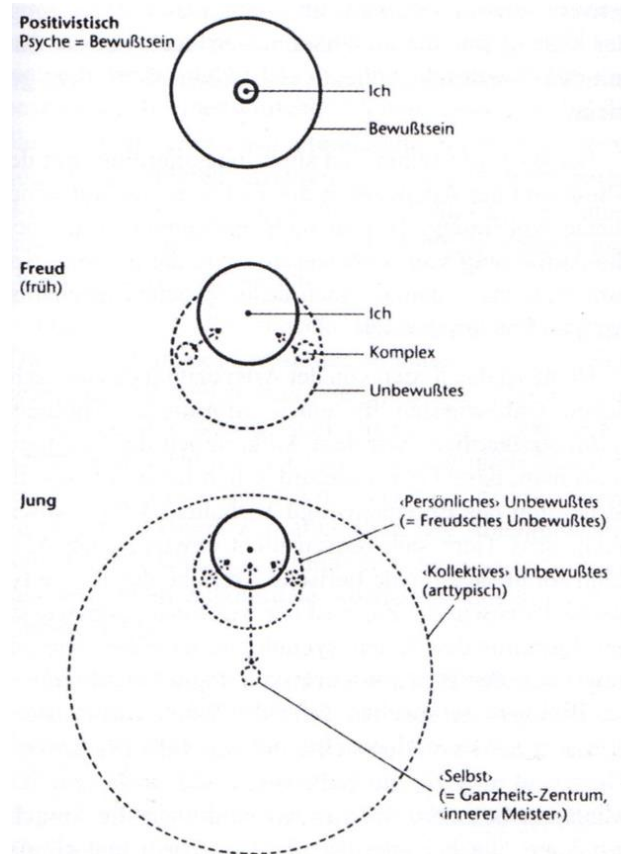
den, sieht es auch Obrist von der Tiefenpsychologie her. Diese spricht in diesem Zusammenhang von Gegensatzspannung und transzendierender Funktion. Die unlösbare Gegensatzspannung wird transzendiert und auf einer anderen, höheren Ebene zu einer neuen Einheit zusammengeführt. Dies geschieht nun im zweiten Schritt der Bewusstseinsrevolution über das archaische Denken hinaus. Dieser erfolgt nach Willy Obrist mit der Entdeckung des Unbewussten durch Sigmund Freud sowie mit der Vertiefung und Ergänzung der Sicht auf das Unbewusste durch Carl Gustav Jung.

In unserem obigen Diagramm sehen wir das Ergebnis dieses zweiten Schrittes der Mutation des Bewusstseins über das spätarchaische Denken hinaus nur als Ergebnis vage angedeutet. Um dieses Ergebnis besser zu verstehen, müssen wir die Veränderung des Menschenbildes durch die Tiefenpsychologie etwas genauer anschauen.

Zuvor aber ein *kleiner Exkurs*: Willy Obrist pocht darauf, dass die Tiefenpsychologie eine streng empirisch arbeitende Wissenschaft ist. Über die Analyse von Träumen, Imaginationen und Visionen hat sie erfolgreich einen Weg gefunden, Menschen mit seelischen Störungen zu therapieren und Individuationsprozesse zu begleiten. Dadurch wurde das Funktionieren der Psyche immer besser erforscht. Die „Sprache“ des Unbewussten konnte erhellt werden, und die Struktur der Psyche wurde fassbarer. Zudem lehnte sich die Tiefenpsychologie eng an naturwissenschaftliche Erkenntnisse an und machte sich Ergebnisse der Evolutionsbiologie zunutze bzw. konnte diese aus psychologischer Sicht bestätigen. Beispielsweise die Einsicht, dass die Ontogenese des Menschen eine Rekapitulation der Phylogenese der Welt ist, bestätigt sich auch in Individuationsprozessen.

Die tiefenpsychologische Veränderung des Menschenbildes

Beginnen wir mit den modellhaften Vorstellungen der Psyche, wie sie Willy Obrist rekonstruiert (siehe dazu das folgende Diagramm¹¹).



Aus diesen Modellvorstellungen der Psyche wird das dahinter liegende Menschenbild ersichtlich. Das spätarchaische Menschenbild erschliesst sich erst rückblickend am Ende, denn es kann erst vor dem Hintergrund der tiefenpsychologischen Erkenntnisse thematisiert und erhellt werden.

Das positivistische Menschenbild der Aufklärung kennt und anerkennt im Menschen nur ein Bewusstsein. Psyche ist identisch mit Bewusstsein. Was dem Menschen nicht bewusst ist oder was er sich nicht zumindest bewusst machen oder sich als Wissen aneignen kann, das existiert für ihn nicht. Das „Ich“ ist das Steuerungszentrum dieses Bewusstseins.

Sigmund Freud hat nun in seiner Beratungs- und Therapiepraxis gemerkt, dass uns im bewussten alltäglichen Leben Dinge dazwischen grätschen, die wir im Bewusstsein nicht steuern können. Er nahm an und konnte dies in seinen Analysen bestätigt finden, dass unliebsame Erfahrungen vergessen oder ins Unbewusste verdrängt werden. Durch Vergessen und Verdrängen wächst in jedem Menschen ein individuelles Unbewusstes und wird im Laufe des Lebens immer grösser. Dieses kann je nach Intensität verdrängter Erfahrungen und je nach psychischer Stabilität Komplexe bil-

¹¹ Ebd. 75.

den, die störend auf das Bewusstsein einwirken und den Menschen gar krank machen. (Berühmtestes Beispiel: Ein Waschzwang z. B. kann Hinweis darauf sein, dass ich als Kind missbraucht wurde. Das weiss ich nicht mehr in meinem Bewusstsein, weil ich es wirkungsvoll verdrängt habe. Aber dennoch klappt die Verdrängung nicht komplett. Noch immer fühle ich mich schmutzig und muss deshalb – einem inneren Zwang folgend – ständig meine Hände waschen.) Dabei zeigt sich, dass der Anteil des Vergessenen und Verdrängten, der Anteil des Unbewussten also, grösser ist als das Bewusstsein.

Carl Gustav Jung war in den Anfängen Schüler und enger Mitarbeiter von Freud. Später trennen sich ihre Wege nicht ohne Konflikte, denn Jung geht bald andere Wege. Zwar bestätigt er voll und ganz das Modell der Psyche nach Freud, aber er ergänzt und erweitert es entscheidend. Diese ergänzte Sicht hat Freud nie geteilt. Jung entdeckt besonders durch Vergleiche von Symbolen, Mythen und Märchen in ganz verschiedenen, teilweise sogar voneinander unabhängigen Kulturen, dass überall ähnliche oder gleiche Motive, Symbole und mythische Figuren in strukturgleichen Zusammenhängen auftauchen oder gebraucht werden. Deshalb nimmt er an, dass sich im Laufe der Jahrtausende ein arttypisches Unbewusstes der Menschheit gebildet und stets weiter angereichert hat, in dessen Strom sozusagen jeder Mensch eingebettet ist. Er nennt es das kollektive Unbewusste. Dieses kollektive Unbewusste hat ein Steuerungszentrum, welches die Gehalte des kollektiven Unbewussten ordnet und strukturiert. Jung nennt es das Selbst oder auch den inneren Meister. Nach Jung findet der Mensch Lebenssinn und Bestimmung dadurch, dass er sich im Laufe des Lebens immer mehr vom Selbst leiten lässt und damit gleichsam vom Erfahrungsschatz des kollektiven Unbewussten für sein individuelles Leben profitiert. Das bewusste Ich ist also nicht nur deshalb nicht „Herr im eigenen Hause“, weil da aus dem persönlichen Unbewussten noch Verdrängtes in Form von Komplexen dazwischenfunken kann (wie Freud sagt), sondern auch deshalb nicht, weil noch eine andere Instanz Regie über das Ich beansprucht: das Selbst. In Form von Träumen und Visionen kann das Selbst auch Botschaften aus

dem kollektiven Unbewussten, also quasi „Offenbarungen“ an das Ich senden. Und je mehr das Ich sich vom Selbst leiten lässt, desto eher wird das Leben des Menschen gelingen. Es hängt deshalb viel davon ab, wie gut der Informationsfluss und der Dialog zwischen Ich und Selbst im Menschen funktionieren. Individuation gelingt dort, wo der Mensch im Einklang mit dem Selbst lebt. Sonst wird ihn das kollektive Unbewusste bzw. das Selbst immer wieder beunruhigen.

Blicken wir nun von dieser Sicht Jungs zurück auf das archaische Weltbild, so eröffnet sich nach Willy Obrist ein ganz neuer Zugang zum damaligen Menschenbild. Im spät-archaischen Weltbild war es den Menschen nicht bewusst, welche Kräfte sich hier aus dem kollektiven Unbewussten energisch zu Wort melden und sich Beachtung verschaffen wollen. Sie nahmen an, dass es Kräfte und Botschaften von aussen sind, die da auf sie wirken. Was als Einwirkung jenseitiger Mächte auf den Menschen durch Botschaften und Offenbarungen wahrgenommen wurde, war faktisch ein innerer Vorgang, waren Botschaften und „Offenbarungen“ vom Selbst an das Ich. Anders gesagt: Weil die Bewusstseinsrevolution noch nicht so weit fortgeschritten war, projizierten die Menschen Prozesse im unbewussten Inneren des Menschen nach aussen. Die Götter und Dämonen waren geboren und mit ihnen das Jenseits.

Schauen wir uns vor diesem Hintergrund das Ergebnis des zweiten Schritts der Bewusstseinsmutation im zweiten Diagramm auf Seite 6 nochmals an: Wir sehen hier die Menschen – paradigmatisch dargestellt an einem Menschen – eingebettet in das kollektive Unbewusste (den gestrichelten Kreis) mit dem Steuerungszentrum des Selbst in der Mitte. Der Mensch mit seinem Ich bleibt im Bild unangetastet erhalten wie im spät-archaischen und im positivistischen Bild. Auch das Jenseits der spät-archaischen Konzeption ist nicht einfach weggefallen, sondern wurde transformiert und gehört jetzt als kollektives Unbewusstes mit dessen Selbst integral zum Menschsein dazu.

Neu ist nach Obrist vor allem dreierlei: Erstens wurde die Projektion als solche erkannt und zurückgenommen. Obrist spricht vom „Hereinklappen“ der jenseiti-

gen Welt in die Psyche. Zweitens und damit verbunden, wird die seit der spätarchaischen Zeit dualistische Weltansicht, die nie wirklich befriedigen konnte, überwunden und macht einem unistischen Welt- und Menschenbild Platz. Drittens wird damit die Gegensatzspannung von Glaube und Wissen bzw. Glaube und Vernunft transzendiert und gegenstandslos. Das heisst allerdings nicht, dass auch Glaube und Religiosität insgesamt ersatzlos wegfallen müssen. Wir fragen deshalb im nächsten Abschnitt noch nach den Konsequenzen für die Gottesfrage und die Religiosität.

Konsequenzen für die Gottesfrage und die Religiosität

Eine Vorbemerkung: Es gilt festzuhalten, dass nach Obrist diese Evolution bzw. Mutation des Bewusstseins erstens nicht beliebig oder zufällig so verläuft, sondern natur- und kognitionswissenschaftlich begründet ist und in dem Sinne gar nicht anders verlaufen kann. Damit verbunden ist zweitens die Einsicht, dass die Evolution zielgerichtet ist – weg von dualistischen Weltbildern, hin zu einer unistischen Sicht der ganzen Wirklichkeit. Drittens ist sie irreversibel, es gibt also keine Hoffnung für nostalgische Gemüter, sie aufzuhalten oder gar rückgängig machen zu können. Allerdings wird es noch eine ganze Weile dauern, bis sich die neueste Mutation zum tiefenpsychologisch-integralen, unistischen Welt- und Menschenbild durchgesetzt haben wird. Vorläufig ist nach Obrist schon einmal klar, dass die Entdeckung des persönlichen und vor allem des kollektiven Unbewussten eine einschneidende Fulguration, eine veritable Mega-Mutation war; sie brachte im 20. Jh. den definitiven Durchbruch der skizzierten Bewusstseinsveränderung, die sich schon seit dem ausgehenden Mittelalter anbahnte. Allerdings ist das damit verbundene neue Welt- und Menschenbild in der breiten Bevölkerung noch kaum bekannt, geschweige denn adaptiert. Es beschränkt sich derzeit noch hauptsächlich auf naturwissenschaftlich, kultur- und humanwissenschaftlich geprägte Kreise. Die Religionen und Kirchen sowie die Theologie verharren sogar weiterhin fast ganz im spätarchaischen Weltbild und Denken. Und es wird, wie gesagt, noch eine längere Zeit brauchen, bis das neue Welt- und Men-

schensbild sich allgemein durchgesetzt hat. Obrist spricht in diesem Zusammenhang von „Diffusion“. Erst allmählich diffundieren evolutionäre Durchbrüche in die breite Bevölkerung. Während Obrist in den übrigen Schriften diesen Wandel des Welt- und Menschenbildes wissenschaftlich erforscht hat, will er mit seiner Kurzfassung des Gesamtwerks (dem 6. Titel in der Literaturliste) ausdrücklich die Diffusion der neuen Weltansicht fördern.¹² Das derzeitige Bröckeln der Plausibilität der Kirchen und Religionen in der Öffentlichkeit sowie der schweigende und öffentliche Rückzug breiter Kreise aus dem kirchlichen Leben sind nicht allein dem Missbrauchsskandal oder dem allgemeinen Glaubwürdigkeitsschwund der Kirchen geschuldet, sondern sind auf ihre Weise ein Signal dafür, dass diese Diffusion unaufhaltsam im Gange ist.

Kommen wir nach dieser Vorbemerkung nun zu den Konsequenzen für die Gottesfrage und die Theologie: Für die Theologie ist der Befund dramatisch. Wörtlich sagt Willy Obrist: „Es sei hier ausdrücklich festgehalten, dass der Begriff ‚Gott‘ in der neuen Weltansicht nicht mehr vorkommt. Ebenso wie die Begriffspaare ‚Theismus-Atheismus‘, ‚Transzendenz-Immanenz‘ und ‚Übernatur-Natur‘ ist er durch das Übersteigen des ‚Dilemmas‘ obsolet geworden.“¹³ Aber mit diesem Befund ist für eine aufgeschlossene Theologie noch nicht aller Tage Abend. In gewisser Weise abgelöst wird der Gottesbegriff im neuen Weltbild durch die Vorstellung des objektiv Geistigen, bzw. dem Geistaspekt, der schon immer in der Natur am Werk ist. Materie ist ja naturwissenschaftlich angeordnete Energie. Das „Wie“ dieser Anordnung ist der geistige Aspekt der Natur. Dieser ermöglicht Kreativität und damit die Fulgurationen, die die Evolution voranbringen. Das menschliche Selbst als existenzielles Steuerungszentrum des Unbewussten ist eingebettet in den riesigen Strom des objektiv Geistigen in der Natur und kann daraus Hilfen für die existenzielle Entwicklung des Einzelnen gewinnen. Die Theologie, namentlich die Fundamentaltheologie könnte daraus den Offenbarungsbegriff neu fassen. Offenbarung bildet ja auch ein Fundament der Tiefenpsychologie, wobei diese hier aus dem

¹² Vgl. ebd. 10.

¹³ Ebd. 105.

unbewussten Bereich der Psyche kommt. Aufgeschlossene Fundamentaltheologen könnten nach Obrist unter den veränderten Vorzeichen des Bewusstseinswandels den Offenbarungsvorgang neu begreifen und erläutern.¹⁴

Weiter könnte die Theologie auf der Spur der augustinischen Unterscheidung von *fides qua creditur* und *fides quae creditur* weiterdenken. Während die *fides quae*, der spät-archaische Glaubensinhalt, also z. B. die christlichen Glaubenswahrheiten obsolet geworden sind, ist die *fides qua*, d. h. die Glaubenshaltung nach wie vor relevant. Sie bedeutet indes im neuen Kontext etwas anderes. Es geht um ein innerseelisches Geschehen. Es geht nicht mehr um spät-archaische Religion, sondern um Religiosität, um eine innere Haltung, um Offenheit für die Botschaften aus dem Unbewussten, die das Selbst dem Ich zufließen lässt. Dafür benutzt Obrist auch den belasteten Begriff der Gnade und versucht ihm damit einen neuen tiefenpsychologischen Gehalt zu geben.¹⁵

Eine religiöse Haltung ohne Religion wäre also auch im neuen Weltbild für die psychische Reifung sehr hilfreich.¹⁶ Was früher die Pflege des geistlichen Lebens war, hat auch unter den neuen Vorzeichen eine wesentliche Bedeutung für die psychische Reifung des Menschen. Schliesslich könnten Theologie und Seelsorge nach Obrist dafür das Know-how der spirituellen Schulen und der Mystik nutzen und unter veränderten Vorzeichen transformiert ins neue integrale Bewusstsein einbringen. Und während Riten und magische Praktiken mit der Ablösung des archaischen Welt- und Menschenbildes dahin fallen, bleibt das Gebet weiterhin sinnvoll. Es transformiert sich zu einem Sprechen des Ichs zum Selbst. Weil das Ich ans Selbst rückgekoppelt ist, entfaltet die bewusste Kontaktaufnahme zum Selbst über Meditation und Gebet eine Wirkung, die die psychische Reifung voranbringt.¹⁷

Über diese Vorschläge von Obrist hinaus möchte ich vertiefend noch einen Gedan-

ken ins Spiel bringen, der von der Theologie her eine Affinität zu den tiefenpsychologischen Erkenntnissen eröffnet. Die Bibel und die Kirchen lehren, dass wir Menschen durch die Einwohnung des Heiligen Geistes das Göttliche in uns haben. Das feiern wir in Taufe und Firmung. Christliches Leben gelingt nicht zuletzt dadurch, dass wir uns von Gottes Geist in uns leiten lassen. Damit ist innerhalb des archaischen Denkens der christlichen Theologie ein Ansatz gegeben, auf die innere Stimme zu hören. Er liegt am Ursprung der Mystik und der Pflege des geistlichen Lebens in den Orden. Das ist strukturgleich mit dem, was die Tiefenpsychologie sagt. Während wir uns aus der Sicht der Theologie vom Geist Gottes in uns leiten lassen sollen, empfiehlt die tiefenpsychologische Sichtweise, dass wir uns vom Selbst leiten lassen. Bei beiden geht es darum, dass seelische Reifung wächst und so das menschliche Leben besser gelingt.

Schlusswort

Das in aller Kürze einige Gedanken zu Willy Obrists Rekonstruktion der Evolution des menschlichen Bewusstseins. Auf kritische Rückfragen dazu verzichte ich an dieser Stelle. Vermutlich kommen solche in der anschliessenden Diskussion ohnehin genügend zur Sprache.

Stattdessen will ich schliessen mit dem Blick auf zwei Diagramme von Rolf Kaufmann, die Sie auf der rechten Seite des zweiten Blattes finden. Sie ermöglichen, fokussiert auf die Veränderungen im Menschenbild, eine knappe Zusammenfassung und einen kleinen weiterführenden Ausblick. Rolf Kaufmann ist ein reformierter Pfarrer, der sich ebenfalls am Junginstitut weitergebildet hat und dort der engste Schüler und Mitarbeiter von Willy Obrist wurde. Zur Verarbeitung der tiefenpsychologischen Erkenntnisse und der Bewusstseins-evolution hat er mehrere Bücher und Artikel verfasst. Das in unserem Zusammenhang wichtigste Buch von ihm habe ich am Ende der Literaturliste angeführt. Es enthält ein spannendes Lexikon, das die Bedeutung zentraler theologischer Begriffe in den drei Stadien der Bewusstseins-evolution erschliesst. Aus diesem Buch stammen die beiden Diagramme.

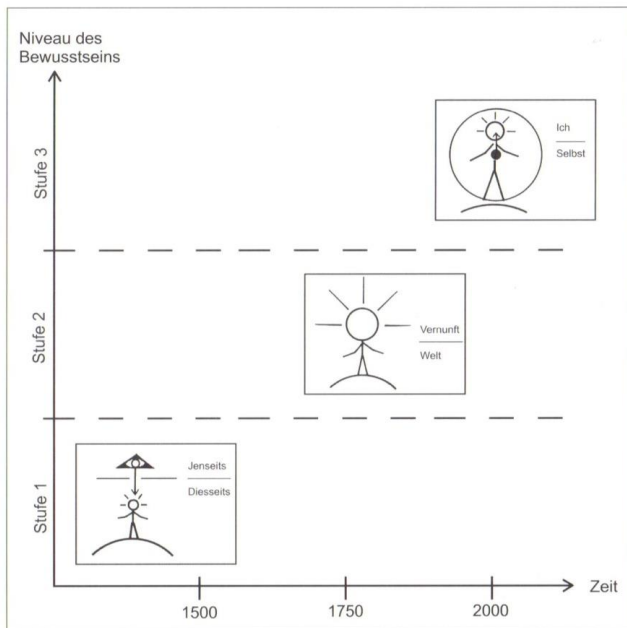
¹⁴ Vgl. Tiefenpsychologie und Theologie 252-259, bes. 257.

¹⁵ Vgl. Die Mutation 124.

¹⁶ Vgl. dazu ausführlich Neues Bewusstsein und Religiosität, bes. Zweiter Teil, S. 177-321.

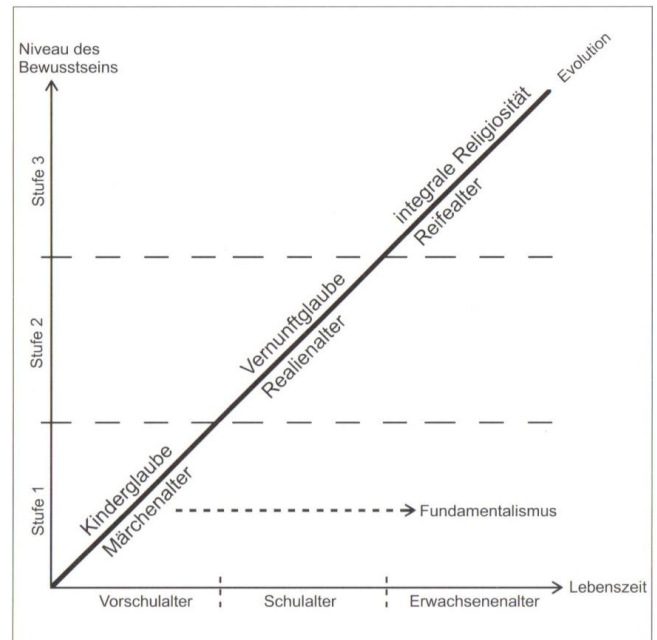
¹⁷ Vgl. Die Mutation 127.

Das erste Diagramm zeigt nochmals den Wandel des Menschenbildes durch die beiden wichtigsten Schritte der Mega-Mutation des Bewusstseins in der Neuzeit.¹⁸



Es ordnet diesen Wandel auf der Zeitachse ein und zeigt, dass in diesem dreistufigen Wandel ein Fortschritt im Niveau des Bewusstseins erreicht wurde. Das spätarchaisch-mythische Welt- und Menschenbild mit seiner dualistischen Trennung von Diesseits und Jenseits war bis zur Renaissance und frühen Neuzeit vorherrschend und bestimmend. Durch die Aufklärung wurde das Menschenbild rationalistisch und positivistisch; in ihm steht der Mensch mit seiner Vernunft allein der Welt gegenüber. Dieses Menschenbild blieb bis um 1900 vor allem in den Wissenschaften prägend. Überwunden wird diese positivistische Sicht erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts durch die Entdeckung des Unbewussten, was zu einem tiefenpsychologisch-integralen Menschenbild führte, in dem das Ich und das menschliche Denken eingebettet sind in den grossen Strom des Unbewussten mit dem Selbst als Steuerungszentrum.

Das zweite Diagramm nimmt die Individuation des einzelnen Menschen und dessen religiöse Reifung in den Blick.¹⁹



Dahinter steht die Erkenntnis, die oben schon angesprochen wurde, dass nämlich jeder Mensch ontogenetisch in seinem Reifungsprozess die phylogenetischen Entwicklungsschritte nachvollziehen muss. Die drei Stufen der menschlichen Reifung entsprechen deshalb genau den drei Menschen- und Weltbildern im ersten Diagramm. Im Märchenalter nehmen Kinder noch alles für bare Münze, das Christkind beispielsweise oder den Schutzengel. Sie glauben im Grunde so, wie es der spätarchaischen Sicht entspricht. Eine Tendenz zum Fundamentalismus ist dabei unübersehbar. Im Realienalter wird der Kinderglaube über Bord geworfen und den Heranwachsenden gilt nur noch das, was sich mit der Vernunft erklären lässt, als bedenkenswert. Alles andere wird angezweifelt oder schlicht als nichtexistent geleugnet. Erst im Reifealter – nachdem sie ihren Platz in Arbeitswelt und Familie ausgebaut haben, was nach C. G. Jung meist erst nach 40 der Fall ist (so war es auch bei Obrist selbst) – erst im Reifealter finden Menschen, die sich um Individuation bemühen, zu einer neuen Synthese, zur integralen Religiosität, was konkret bedeutet, dass sie die Entfaltung und Wahrnehmung der Impulse des Selbst aus dem kollektiven Unbewussten fördern. Sie werden zu reifen Menschen. Und das kann in diesen Zeiten nur wünschenswert sein – im Hinblick auf den weiteren Verlauf der Bewusstseins-Evolution ebenso wie in Bezug auf die Zukunftsfähigkeit der Menschheit.

¹⁸ Rolf Kaufmann, Alte und neue Religiosität 21.

¹⁹ Ebd. 22.

Literatur von Willy Obrist

Bücher

- Die Mutation des Bewusstseins. Vom archaischen zum heutigen Selbst- und Weltverständnis, Bern 1980.
- Neues Bewusstsein und Religiosität. Evolution zum ganzheitlichen Menschen, Olten 1988 (Neuausgabe unter dem Titel: Religiosität ohne Religion, Stuttgart 2009).
- Archetypen. Natur- und Kulturwissenschaften betätigen C. G. Jung, Olten 1990.
- Tiefenpsychologie und Theologie. Aufbruch in ein neues Bewusstsein. Eine Einführung, Zürich 1993.
- Die Natur – Quelle von Ethik und Sinn, Zürich und Düsseldorf 1999 (Neuausgabe unter dem Titel: Keine Materie ohne Geist. Natur als Quelle von Ethik und Sinn, Stuttgart 2021).
- Die Mutation des europäischen Bewusstseins. Von der mythischen zur heutigen Weltansicht und Spiritualität. Eine Kurzfassung des Gesamtwerks, Stuttgart 2006.
- Die Mutation des Bewusstseins fand in Europa statt, Stuttgart 2013.

Ausgewählte Artikel – spezifisch für unseren Kontext

- Bewusstseins-Mutation und neue Auffassung von Religiosität, in: Knut Walf (Hg.), Stille Fluchten. Zur Veränderung des religiösen Bewusstseins, München 1983.
- Der Wandel des Welt- und Menschenbildes. Evolutionslogische und tiefenpsychologische Hinweise zur Veränderung des religiösen Bewusstseins, in: Knut Walf (Hg.), Erosion. Zur Veränderung des religiösen Bewusstseins, Luzern 2000.

Sonstige benutzte Literatur

- Jürgen Habermas, Auch eine Geschichte der Philosophie, 2 Bände, Berlin 2019; hier bes. Bd. 1: Die okzidentale Konstellation von Glauben und Wissen.
- Rolf Kaufmann, Alte und neue Religiosität. ABC einer Metamorphose, Zürich 2006 (Einführung und Lexikon).

Redaktioneller Vorspann zu „Interview mit Heinz Robert Schlette“

Der Philosoph und Theologe Heinz Robert Schlette vollendete im Juli 2021 sein 90. Lebensjahr. Von 1962 bis zu seiner Emeritierung im Jahr 1996 lehrte er Philosophie in Bonn, zunächst an der Pädagogischen Hochschule Rheinland, Abteilung Bonn, dann an der Pädagogischen Fakultät und nach deren Auflösung an der Philosophischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn.

An dieser Universität fand im August dieses Jahres anlässlich seines 90. Geburtstages ein Philosophisches Symposium mit über 50 Teilnehmerinnen und Teilnehmern – trotz Corona-Beschränkungen – aus dem ganzen deutschsprachigen Raum statt, das ein Freundeskreis des Jubilars ausrichtete. Dieser erstellte auch eine kleine Festschrift mit eigenen Beiträgen, die ebenso wie das Symposium von eher privatem, intimmem Charakter war – und sich an die lange Reihe der ‚offiziellen‘ Festschriften für Heinz Robert Schlette zu seinem 60., 65. und 80. Geburtstag bescheiden anschloss. Ebenfalls im August erschien in der Zeitschrift *Christ in der Gegenwart* eine Würdigung Schlettes von Gotthard Fuchs, der einen kurzen Überblick über sein Denken vermittelt, und dabei zu Recht beklagt, dass „diese wichtige Stimme“ des Grenzgängers zwischen Theologie und Philosophie in unserem „kulturellen Betrieb“ nicht das gebührende Gehör gefunden habe (vgl. CiG 32/2021 - 8.8.2021).

Heinz Robert Schlette war und ist der Zeitschrift *imprimatur* – von der man vielleicht dasselbe sagen kann – als Leser und Autor von deren ersten Jahren an verbunden. (Das – immer schon etwas chaotisch geführte – Archiv enthält immerhin noch seine Ansichtskarte mit „Lebensbaum“ vom 5.6.1982 an den „lieben Herrn Münzel“, den ersten Redaktionsleiter; sein letzter abgedruckter Text stammt aus dem Jahr 2018, eine Hommage für Johann Baptist Metz zu dessen 90. Geburtstag in eben dieser Rubrik unter dem Titel „Theologie der

Welt“, vgl. *imprimatur* 3/2018, S. 208 f.). Insofern erfüllen wir nicht nur unsere Dokumentations- sondern eine Freundespflicht, wenn wir Heinz Robert Schlette zu seinem 90. Geburtstag verspätet, aber immerhin noch im Jubiläumsjahr würdigen, indem wir ihn hier selbst zu Wort kommen lassen.

Aus dem oben genannten Freundeskreis von Philosophen, Theologen, Historikern und sonstigen Intellektuellen katholischer Provenienz, der sich seit 1967 regelmäßig, mit wenigen Unterbrechungen, trifft und somit sogar noch ein Jahr älter ist als *imprimatur*, hat sich Dr. Paul Petzel, bereit erklärt, mit dem Jubilar ein nicht an der Oberfläche bleibendes Interview über sein Leben und Denken, über – im besten und wörtlichen Sinn – Gott und die Welt zu führen.

Dem Interviewer vielen Dank für die Mühen der Vorbereitung, Durchführung, Verschriftlichung und das Redigieren! Dem Jubilar nachträglich beste, herzliche Geburtstagswünsche!

Werner Müller (persönlich und für die gesamte Redaktion)

Dr. Paul Petzel

Interview mit Heinz Robert Schlette anlässlich seines 90. Geburtstages

Welche Menschen waren für dich theologisch einerseits, philosophisch andererseits von Bedeutung?

HRs: ... Ein weites Feld... Vorab: Wichtig war und ist mir, dass Theologie und Philosophie deutlich voneinander unterschieden werden, gibt es doch eine Art christlicher Philosophie, die beide Dimensionen oft nicht streng genug auseinanderhält. Ich habe theologisch angefangen. Beeinflusst hat mich schon als Gymnasiast ein älterer Freund, der in Münster Theologie studier-

te. Es war Johannes Fasbender, der später Kaplan und Pfarrer in Berlin war, sodass ich schon frühzeitig nach Berlin und dort in Kontakt mit dem Marxismus bzw. dem dialektischen Materialismus, gekommen bin. Das hat mich schon damals interessiert. Auf Anregung dieses Freundes wurde ich dann, selber Student der Theologie in Münster, sehr früh aufmerksam auf Thomas Ohm. Der war Missionsbenediktiner und hatte eine Professur für Missions- und Religionswissenschaft inne. Sehr früh schon erkannte er die Herausforderungen, die die nichtchristlichen Religionen für das Christentum darstellen. Schon 1948 erschien sein Buch *Asiens Kritik am abendländischen Christentum*, das sehr beachtet wurde nicht nur von Theologen, sondern auch von Religionswissenschaftlern. Mein Studium setzte ich fort in München, wo ich auch promovierte. Schwerpunkt für mich war die systematische Theologie, vertreten von Michael Schmaus und Gottlieb Söhnngen, die ich gerne gehört habe; besonders aber Guardini, der sich in den Grenzbereichen zur Philosophie bewegte. Regelmäßig ging ich zu seiner einstündigen Vorlesung, auch wenn ich dafür Spott ertragen musste; von diesen Vorlesungen habe ich allerdings sehr profitiert. Hatte ich Philosophie bisher bei dem Münsteraner Neuscholastiker Otto Most kennengelernt, begegnete mir mit Guardini ein Denker, der das Philosophisch-Phänomenologische auf die Theologie bezog. Besonders geprägt hat mich in München zudem Fritz Leist.

Der Ursprünge im Saarland hat ...

HRs: Ja, er gehörte zum Umfeld der Weißen Rose, wenn auch nicht zu ihrem engeren Kern¹. Interessant war, dass Leist – ein junger Privatdozent mit guter Rhetorik – in München moderne Philosophie gelehrt hat. Das war damals Heidegger, den Leist noch sehr positiv sah. Heideggers Verstrickungen in dem Nationalsozialismus waren noch unbekannt; ich habe sie auch erst viel später gemerkt und mich zunehmend von Heidegger abgesetzt. Einiges davon dürfte aber noch geblieben ist... Sein und Zeit (1927) habe ich jedenfalls intensiv gelesen. Mit diesem philosophischen Hintergrund fing ich an, bin dabei aber nicht geblieben.

¹ Er stammte aus Elversberg und besuchte das Gymnasium Wendalinum in St. Wendel.

Interesse hatte ich auch an den Schriften von Peter Wust als christlichem Existenzphilosophen. Vor allem sein letztes Werk *Ungewissheit und Wagnis* (1937) hat mich philosophisch sehr beeinflusst. Mit dem Stichwort *Ungewissheit* charakterisiert er die Philosophie, durch Wagnis die Komponente des Glaubens: klar unterschieden und dennoch aufeinander bezogen. Das hat mich geprägt, auch wenn ich es damals gar nicht so bemerkt habe, sondern es eher heute aus der Rückschau erkenne. Ebenso wichtig war in diesem Zusammenhang natürlich auch Pascal mit seinem Argument der Wette, das das Moment der Entscheidung ganz deutlich macht.

Wann bist du auf Albert Camus und Simone Weil gestoßen, die dich ja durchgängig befasst haben?

HRS: Auf Camus bin ich erstmals in Vorlesungen von Leist aufmerksam geworden und zwar im Zusammenhang mit der Existenzphilosophie. Leist hat nach meiner Erinnerung sehr auf *La Peste* hingewiesen, wo der Tarrou fragt: "Kann man ohne Gott ein Heiliger sein..."? Zudem hatte Hermann Krings, bei dem ich mich später (1964) in Saarbrücken mit einer Arbeit zu Plotin habilitiert habe, schon sehr früh, 1953 einen Artikel über Camus' *L'Homme révolté* (1951) geschrieben: im selben Jahr übrigens – es jährt sich zum 70. Mal –, in dem auch Guardinis *Ende der Neuzeit* erschien. Es waren zwei für mich äußerst bedeutsame Bücher. Simone Weil trat dagegen erst viel später in meinen Horizont.

Was interessierte dich an Camus und Weil philosophisch?

Die Positionen von Camus, aber auch von Heidegger, Jaspers und Nietzsche, insbesondere von dessen *Zarathustra*, vor allem aber auch die Konfrontation mit dem dialektischen Materialismus aus meinen frühen Berlinbesuchen haben mir klar gemacht, dass sich Theologie, sollte ich sie weiter betreiben, einer Philosophie bedarf, die nicht nur für Nicht-Religiöses steht, sondern darüber hinaus Religionskritisches bereithält. Bei Camus war und ist es die Spannung von Religionskritik, wofür seine Frühschrift *Der Mythos des Sisyphos* steht, und gleichzeitiger Suche über die metaphysische und historische Revolte hinaus

nach einer Weise, wie der Mensch leben und sich verhalten soll. Ich verstehe es als Zeugnis einer nicht religiösen, aber auch nicht unbedingt religionsfeindlichen Position, die mir sehr zu denken gibt.

Simone Weil steht dagegen für etwas Anderes. Ihre philosophische Position lässt sich, grob gesagt, als eine schwierige Verbindung platonischer Grundgedanken mit neuzeitlichen sozialkritischen Impulsen charakterisieren. Ihr posthum erschienenenes Hauptwerk *Die Einwurzelung / L'Enracinement* (dt. 1956) ist z.T. ein stark politisches Buch. Ihm liegen Beschäftigungen mit Positionen nicht nur von Marx, sondern mehr noch von den französischen Frühsozialisten wie etwa Proudhon zugrunde als auch ihre Sympathien für politische Aktion. Später kamen mystische Erfahrungen dazu, die aber keine Konversion zum Katholizismus bewirkten. Simone Weil bleibt Jüdin mit z.T. sehr selbstkritischen, wenn auch umstrittenen Äußerungen zum Judentum. Bewundert habe ich vor allem die Art und Weise, wie sie ihr philosophisches Denken gelebt hat.

Ich möchte das Stichwort Religion, von dem ja schon die Rede war, hervorheben. Es ist für Dich ein wichtiges Thema. - Der Frankfurter Religionsphilosoph Thomas M. Schmidt hat attestiert, dass deine Auffassung von Religion „bis heute nichts von ihrer Prägnanz und analytischen Kraft eingebüßt hat“. Zentrales davon ist, da sind sich viele einig, bis heute unabgeholten. Virulent scheint mir der zentrale Begriff Dissenz zu sein. Schon 1974 schreibst du: „Gerade als philosophisch gefasster Begriff wird ‚Religion‘ jetzt über das Moment des Bezuges zum Unbedingten hinaus zur Verweigerung des Einverständnisses mit der Verfaßtheit der Wirklichkeit im Ganzen“.² Wie kamst du auf diese Spur einer ansonsten, soweit ich sehe, so gut wie nicht vorfindbaren Position? Steht sie nicht in Spannung, wenn nicht im Widerspruch zu gängigen Auffassungen der Religion als Kontingenzbewältigung? Spielt Marx eine Rolle?

HRS: Letzterer spielt bestimmt eine Rolle, hat er ja bekanntlich in der Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie in einer be-

² Art. Religion, in: Handbuch philosophischer Grundbegriffe 5, 1247. (1974)

rühmt gewordenen Formulierung Religion nicht nur als „Ausdruck“ des Elends bezeichnet, sondern zugleich die „Protestation“ dagegen.

Zudem spielt sicher auch eine große Rolle, dass es Fragen und Klagen besonders im sogenannten Alten Testament gibt. Was mich im Christentum befremdet hat, war eine naive Art von Pietät, wo das ganze Problem des Bösen in der Welt zu wenig Beachtung gefunden hat. Das Böse hat mich immer sehr beschäftigt. Schon in meiner Studentenzeit hatte ich das Drama von Wolfgang Borchert *Draußen vor der Tür* sehr ästimiert. Hier heißt es zum Schluss: „Gibt denn keiner Antwort?“ ... Die Frage nach Gott angesichts der Problematik der Negativität ist auch später in meinem Plotin-Buch⁵ deutlich zum Ausdruck gekommen: Woher stammt eigentlich das Böse? Die Rolle der Religion kann man verschieden sehen. Man kann sie – wie oft geschehen – elementar als Beziehung zum Heiligen, zum Göttlichen, auffassen, was religionshistorisch richtig ist. Philosophisch aber ist nicht nur nachzuzeichnen, wie sich Religionen verstanden haben, sondern wie man *heute* noch angesichts der Welt wie sie ist – die Auschwitz-Problematik im Hintergrund – Religion verstehen kann. Um hier sehr abgekürzt, damit auch missverständlich zu sprechen: Meiner Meinung nach muss und kann man nicht einverstanden sein mit allem, sondern kann sogar erwarten und vielleicht sogar darauf hoffen, dass das was jetzt ist, nicht alles ist. Ähnlich hat es auch Horkheimer formuliert. Von daher kam ich auf den Begriff Dissenz im Unterschied zu Konsens i.S. der Pietät bzw. des Einverständnisses.⁴ Ob die Begriffe wie Nichteinverständnis, Dissenz und Empörung gut gewählt waren oder missverständlich sind, wäre zu bedenken. Vielleicht gibt es Religion als eine Weise, die über das hinausgreift, was uns als Negativität bedrängt; die anderes als die beklagenswerte von Negativitäten gekennzeichnete weltliche Existenz kennt.

Ist das aber nicht doch anderes als „Kontingenzbewältigung“?

⁵ Das Eine und das Andere. Studien zur Problematik des Negativen in der Metaphysik Plotins, München 1966.

⁴ Vgl. Pietät und Empörung. Über die Metamorphose der religiösen Zustimmung, in: Philosophisches Jahrbuch 80 (1973), 267-281.

Das will ich nicht sagen. Es kommt auf die inhaltliche Füllung von Kontingenzbewältigung an, ein Begriff, den Lübbe im philosophischen Diskurs stark gemacht hat. Wenn ich Dissenz so auffasse, dass es anders sein könnte (und müsste), mag das auch eine Art sein, das Kontingente des Jetztigen irgendwie zu überwinden ... Schmerz, Leid verlangen eine Erklärung, die Philosophie letzten Endes nicht geben kann, zumal das Theodizeeproblem weder theologisch noch philosophisch zu lösen ist.

Hängt mit deinem durchgehenden Interesse an der Frage nach dem Bösen zusammen, dass du Kontakt zu Jean Améry aufgenommen hast? Er ist als Shoah-Überlebender dem radikal Bösen ausgesetzt gewesen.

Ich habe Jean Améry als Referent kennengelernt bei einer Tagung der Katholischen Akademie in Bayern, bei der ich auch einen Vortrag gehalten habe. *Jenseits von Schuld und Sühne* (1966) hat großen Eindruck auf mich gemacht. Mehrmals habe ich ihn dann in Brüssel besucht, und er war auch verschiedentlich in Bonn, auch noch kurz vor seinem Tod. Die Begegnung mit Améry hat für mich die Problematik des Bösen geradezu auf persönliche Weise verschärft. Als ich ihn zu einem Vortrag nach Bonn eingeladen hatte, wurde er typischer- und kurioserweise mit Carl Amery verwechselt.

Carl Améry ist ein gutes Stichwort, um zur „Weltseele“⁶ zu kommen: eine beeindruckend gründliche philosophiegeschichtliche Aufarbeitung und hermeneutische Durcharbeitung des Motivs „Weltseele“. Was hat dich dazu bewegt?

Ich habe immer sehr stark philosophiegeschichtlich gearbeitet.⁶ Denn mir war klar, wenn man versucht, systematisch zu den-

⁵ Weltseele. Geschichte und Hermeneutik, Frankfurt a.M. 1993.

⁶ Schlette wurde mit einer Arbeit zu Hugo von St. Viktor promoviert, mit einer Studie zu Plotin habilitiert und arbeitete zeitweise im Münchner Grabmann-Institut, einem *Forschungsinstitut für Mittelalterliche Theologie und Philosophie*. Mehrmals hat er an der Bonner Universität über Philosophiegeschichte gelesen.

Eine Bibliographie seiner Schriften findet sich in Cornelius Hell / Paul Petzel / Knut Wenzel (Hg.), *Glaube und Skepsis. Beiträge zur Religionsphilosophie* Hein Robert Schlettes, Ostfildern 2011.

ken, muss man eine solide historische Basis haben. Dabei spielte immer „Welt“ eine wichtige Rolle, was mit meiner Zeit bei Leist zusammenhängt. Bei ihm gab es eine ausgesprochene Polemik gegen die sich auf Platon beziehende und durch die Gnosis noch angeschärfte negative Einschätzung der sichtbaren Welt in Philosophie und Christentum. Zumal im Hinblick auf Letzteres ging es damals um eine Korrektur: Die Eigenwertigkeit des Weltlichen sollte anerkannt, und, damit verbunden, auch eine Geringschätzung der Sexualität überwunden werden. Das Interesse an der Welt hielt sich bei mir durch. Auf das Stichwort Weltseele kam ich durch Plotin. Auch ein mittelalterlicher Streit bestärkte mein Interesse daran. Schon im 12. Jahrhundert und danach mehrfach wurde die Weltseele kirchlich abgelehnt. Da einige Theologen sie mit dem Heiligen Geist identifizierten, wurde lehramtlich befürchtet, dass so einem pantheistischen Missverständnis Vor-schub geleistet würde.

Meine Befassung damit setzte an bei den Vorsokratikern, von denen die Welt als ein beseeltes Ganzes aufgefasst wurde, eine Idee, die dann Platon im Timaios aufgenommen hat. Überhaupt hat die Weltseele eine lange Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte, etwa in der italienischen Renaissancephilosophie, später dann insbesondere bei Schelling. Die Welt als Natur gilt danach als etwas Beseeltes, also nicht als der nur äußere materialistische Rahmen, in dem dann viele einzelne beseelte Wesen wie Menschen und Tiere vorkommen. Vielmehr wird die Welt als Ganzes als ein lebendiger Zusammenhang vorgestellt. Es steht im Kontrast zu einer (natur-) wissenschaftlichen Sicht, für die die Welt „zu dem Gesamten des uns zugänglichen „Materials“, zur Stoffmasse“ „schrumpfte“, wie ich formuliert habe. Die Welt verlor damit aber „alte Konnotationen“ wie „schön“, „geordnet“, „göttlich“, „naturhaft“ und wurde nicht „nur Gegenstand menschlicher Verfügung, Beherrschung und Ausbeutung, sondern auch Objekt möglicher totaler Zerstörung“.

Jüngere Veröffentlichungen sind:

Notwendige Verneinungen. Auf der Suche nach Gültigem, Königswinter 2011.

Existenz im Zwielficht. Notierungen in philosophischer Absicht, Münster 2014.

Albert Camus und die Juden mit einem Blick auf „die Griechen“, Bonn (Edition Böttger) 2018

Mit der Aporie leben, Bonn (Edition Böttger) 2021.

Daran zu erinnern, dachte ich, könnte interessant sein für heute: als Fundierung eines ökologischen Bewusstseins. Deshalb ist das Buch auch untertitelt: *Geschichte und Hermeneutik*, wobei Letztere auf eine aktuelle Relevanz abhebt.

Sehr breit wurde das Buch nicht rezipiert, wenn es natürlich auch das Interesse von Carl Amery gefunden hatte. Gefreut hat mich auch, dass Hermann Krings das Buch sehr positiv aufgenommen hatte, zumal er ein guter Kenner von Schelling war.

Aus Philosophie lassen sich gewiss nicht unmittelbar Handlungsanweisungen für bestimmte Probleme ableiten. Dennoch – wir leben in so zugespitzten ökologischen Bedrängnissen, die Ahr ist nur wenige Kilometer entfernt von hier! –, fällt dir ein Impuls von der Weltseele für die heutige Situation ein?

Tja, das ist eine kühne Frage... Vielleicht ist ja auch die Weltseele sogar noch eine zu optimistische Vorstellung! Es gibt ja so vieles, was negativ ist: Naturkatastrophen, Seuchen ... Die Weltseele alleine bringt natürlich nicht einfach die Rettung. Aber dahinter steckt etwas wie eine Grundbejahung, die heute auch schwierig ist. Ein Denker, den ich geschätzt habe, Emile Cioran, sah schließlich die ganze Geschichte und Gegenwart so negativ, dass es für ihn am besten schien, alles wäre schnell zu Ende. Allerdings hat er in seinen ganz alten Tagen gesagt, er habe es „satt“, sich weiterhin über die Welt zu empören ... Die Weltseele ist eine philosophische Vorstellung, der sich nicht nur in der abendländischen Philosophie findet, sondern auch in asiatischer, taoistisch oder hinduistisch etwa. Das geht alles in die gleiche Richtung.

Aber legt die Vorstellung der Weltseele nicht nahe, auch das Handeln in der Welt anders zu entwerfen?

Sicher, es ist eine Möglichkeit, auf die Besonderheit des Planeten Erde im Kosmos aufmerksam zu werden. Pascal hatte schon notiert, die Unendlichkeit der Räume erschrecke ihn. Was würde er erst heute sagen, wenn er über ein sich ausdehnendes Weltall wüsste?! Das ist ja auch eine große Schwierigkeit für die Theologie und ihr Konzept für die Erschaffung aus dem Nichts.

Stichwort Theologie: Du warst einer der älteren, die sich zur Theologie der Religionen geäußert haben, ein Thema das sich längs durch dein Schaffen zieht bis in jüngste Zeit. Schon 1959 sprichst du den nichtchristlichen Religionen eine „heilsge-schichtlich begründete Legitimität“ zu. War das durch Ohm angestoßen?

Ohm hatte als Spätwerk ein Buch geschrieben *Die Liebe zu Gott in den nichtchristlichen Religionen* (1957). Die damalige Theologie hatte immer die Heilsmöglichkeit der Einzelnen im Blick. Wie können die Menschen außerhalb des Christentums auch zum Heil kommen? Im Grunde genommen eine absurde Fragestellung... In dem Zusammenhang wurden die „außerordentlichen Heilswege“ neben dem „ordentlichen“ des Christentums bzw. der Kirche ins Spiel gebracht. Karl Rahner hatte in einem Artikel allerdings klargestellt, dass man aber nicht über die Heilsmöglichkeit der Menschen außerhalb des Christentums diskutieren kann, indem man nur auf das Gewissen der Einzelnen rekurriert. Man müsse auch sehen, dass ein solches Gewissen sozial-religiös verfasst sei, dass es sich nur in religiösen Korporationen, also Gemeinschaften, zeigt. Das griff ich auf; meine „Erfindung“ dabei war, den Begriff „Theologie der Religionen“ einzuführen, angelehnt an die Vorliebe meines Lehrers Schmaus, Theologie jeweils mit einem genitivus obiectivus wie Theologie der Ehe usw. zu verbinden. Sehr umstritten war dann, dass ich die Rede von den „außerordentlichen Heilswege“ und dem „ordentlichen Heilsweg“, umgedreht habe. Danach stellen die anderen Religionen die „ordentlichen Heilswege“ dar, sofern Menschen „normaler“ Weise auf Wegen außerhalb des Christentums den Weg zum Heil verfolgen. Das Christentum, wie auch das Judentum, von dem es kommt, beruht dagegen auf Offenbarung (wie ich sie damals verstand), einem doch ganz „außerordentlichen“ Geschehen. Also lässt es sich zutreffender als den „außerordentlichen Heilsweg“ bezeichnen.

Diese Position hat mir einigen Ärger eingebracht, auch wenn der damalige Theologe Ratzinger schrieb, ein bestimmtes Verständnis vorausgesetzt, könne man das so sehen.

Ich springe jetzt von den sehr frühen Arbeiten zu denen aus den 2000er Jahren, näherhin zu den „Notwendigen Verneinungen“ (2011). In einem Essay darin mit dem Titel „Ein Mensch, der Nein sagt“ oder: Aufklärung als Hoffnung heißt es: „Es ist und bleibt möglich und notwendig, Nein zu sagen und damit einem vor und/oder gegenaufklärerischen Harmonismus entgegenzutreten.“ Dabei verstehst du unter „Harmonismus“ „eine Denk- und Lebensweise, die den Widerspruch zwischen Gut und Böse (sowie andere Widersprüche) in einer beide übergreifenden Einheit verschwinden lässt.“ Er ist damit „der Aufklärung (die wie einige Religionen auch) ein absolutes Nein kennt, diametral entgegengesetzt.“

Es gibt Leute, die sagen, Gut und Böse verhalten sich wie Licht und Schatten, die zusammengehören. Das Böse ist dann eigentlich kein wirkliches Böses, sondern nur ein Negatives im Unterschied zum Guten. Diese Auffassung hat eine lange Geschichte, auch außerhalb des Abendlandes; in Europa kommt sie etwa auch bei Plotin vor. Sie hat mich allerdings aufgeregt: Das geht einfach nicht! Wir haben Kulminationen des Bösen erreicht – da ist die KZ-Wirklichkeit ein ganz entscheidender Gesichtspunkt. Man kann das Böse nicht harmonisieren, indem man es in irgendein Höheres aufhebt. Dazu muss man wirklich Nein sagen.

Nein sagen in diesem Sinne ist implizit allerdings auch ein Ja sagen. Wenn ich Nein sage, bejahe ich ja etwas Anderes, auch wenn ich das womöglich nicht inhaltlich kenne und mir vorstelle. Denn sonst könnte ich auch nicht Nein sagen.

Und natürlich steht hinter dem Postulat, Nein sagen zu können, auch Camus. Der *homme revolté* ist der Mensch, der Nein sagt.

Wo siehst du heute Situationen, die ein Nein provozieren? Wo wird „gegenaufklärerisch“ harmonisiert? Wo muss mit Camus gesagt werden: „Es geht zu weit. Es dauert zu lang“?

Nun, ich habe schon den Eindruck, dass die Welt sensibilisiert ist, gerade durch diese katastrophale ökologische Entwicklung. Die Demolierung der Welt als Natur ist wirklich etwas Böses, Gefährliches, was

verhindert werden muss. Es kann nicht akzeptiert werden.

Ein Nein wird heute zudem provoziert durch totalitäre Figuren in der Welt; Versuche, die Wahrheit zu verdrehen, Wahrheit überhaupt nicht mehr zu akzeptieren, als beliebig und manipulierbar anzusehen und Fakten einfach zu bestreiten. Da sind schon Probleme des Bösen, würde ich sagen. Zudem gibt es politische Verhältnisse, in denen die Menschenrechte verletzt werden, wozu natürlich auch die gesamte Lebenssituation von Frauen zählt.

Es geht also um ein Verneinen im Interesse, nicht nihilistisch zu werden. Deshalb ringst du dich durch zu dem, was du „Überschreitungen“ des Verneinens nennst. Die scheinen mir deshalb besonders wichtig, weil in einem philosophischen Denken formuliert, das das „Säurebad“ unbestechlicher Skepsis nie gescheut hat und von daher frei ist vom Verdacht, im Dienst des Vertröstens zu stehen. Was also kann noch Zuversicht geben?

Nur so viel: Meine Vorstellung von der Aporie, der Ungewissheit, in der man philosophisch stecken bleibt, ist das Resultat des Philosophierens. Aber das schließt nicht aus, dass es unterschiedliche Motivationen der Menschen gibt, darüber hinaus zu gehen, etwa im Sinn einer Glaubenszustimmung oder des Atheismus. Oder dass man sagt: Ich gehe gerade nicht darüber hinaus, ich akzeptiere die Aporie in agnostischer Weise. Das hatte ich in dem jetzt neu aufgelegten Buch *Mit der Aporie leben* dargelegt.

Ist nicht in Existenz im Zwielficht von der Erfahrung des Schönen als etwas die Rede, was hilft, Mut zu behalten gegen nihilistische Versuchungen?

Ja, das ist gewiss auch eine Art der Überschreitung. Im philosophisch strengen Sinn ist die Erfahrung des Schönen zwar kein Argument, eher ein Gefühl, eine platonische Idee o. ä. Aber es gibt diese Überschreitung über das rein Rationale hinaus und dafür ist das Schöne sogar ein sehr gutes Beispiel. Allerdings ist die Kunst ja auch nicht nur dafür da, Schönheit zu produzieren, sondern auch Wahrheit...

Siehst du im Christentum Potentiale gegen die Versuchung zu einem Nihilismus?

Es ist die Hoffnung, die wir haben, wie sie im Dissenz zum Ausdruck kommt: So wie es ist, kann es nicht das Ganze sein. Das ist eine wichtige Hoffnung wider alle Hoffnung, wie Paulus sagt. Man kann natürlich auch auf das Liebesgebot verweisen, nicht nur im Christentum, sondern schon im Judentum, vielleicht auch in anderen Religionen. Das bleibt wichtig. Doch wie realisiert man es? Kann man es so verunstalten, dass aus Liebe Herrschaft o.ä. wird? Nicht zuletzt wegen solcher Erwägungen und Einschätzungen stehe ich auch am Rande der Kirche. Aber ich sehe auch keinen besonderen Sinn darin, jetzt aus dem Christentum herauszugehen. Genügend psychologische Motivationen gäbe es ja, für eine wirkliche Lösung halte ich es aber nicht. Das Christentum muss selber Verbesserungen finden. Ob das aber gelingt im Katholizismus mit seiner Struktur, ob es besser im Protestantismus, im Luthertum geht, sind gleichwohl andere Fragen, die man ausführlicher besprechen müsste.

Ich möchte unbedingt noch hinzufügen, dass hier vieles fehlt, z.B. zur Exegese und zur Ökumene sowie zu manchen Begegnungen.

Markus Groß

„Woke(ism)“ – verkannter Schlüsselbegriff, moderner Trend oder gefährliche Ersatzreligion?

Als ich vor etwa anderthalb Jahren im Rahmen einer wirtschaftswissenschaftlichen Hochschul-Veranstaltung einen englischsprachigen Vortrag vor einem Publikum aus mehreren (nicht englischsprachigen) europäischen Ländern zu dem Thema dieses Vortrages hielt, fragte ich zu Beginn in das recht zahlreich besetzte Auditorium, wer schon einmal die Worte „woke, wokeism, wokery, wokeness, wake up and

stay woke“ oder Ähnliches gehört habe. Niemand wusste damals mit diesen Begriffen etwas anzufangen, auch nicht das anwesende Lehrpersonal.

Als dann vor einigen Monaten Sahra Wagenknecht ihr Buch „die Selbstgerechten“ veröffentlichte, benutzte sie zum ersten Mal das Adjektiv „woke“ in einem Interview mit Sandra Maischberger, um die moderne „Lifestyle-Linke“ zu charakterisieren, wurde aber noch von der Moderatorin aufgefordert, den Begriff zu erläutern. Auch in Frankreich ist „le woke“ mittlerweile als Konzept etwas besser eingebürgert als vor einem Jahr. Offensichtlich hat der Begriff etwas mit dem alten Spektrum links-rechts zu tun, ohne aber identisch damit zu sein. Die bisher mangelnde Verwendung des Begriffes im alten Europa (mit Ausnahme Großbritanniens) überrascht jedoch jeden, der sich auch nur oberflächlich mit den politischen und gesellschaftlichen Vorgängen in Nordamerika beschäftigt und dabei das Internet und die klassischen Medien benutzt, wird doch sonst jede Wort-Neuschöpfung aus den USA geradezu begierig in Deutschland aufgegriffen.

Der bei uns aber bisher kaum verwendete Begriff „woke“ mit seinen Ableitungen ist dagegen in der englischsprachigen Welt so zentral – die Suchbegriffe „US woke“ führen bei Google zu 214 Millionen Treffern – dass sich die oft diskutierte Spaltung der amerikanischen Bevölkerung sehr knapp mit dem Spektrum „woke“ – „anti-woke“ beschreiben ließe. Auch Donald Trumps Erfolge beispielsweise bei (traditionell eher linken) Stahlarbeitern, Bergleuten und (in deutschen Medien kaum erwähnt) afro-amerikanischen Männern passt nicht in das alte Schema links – rechts, kann durch das neue Konzept aber sehr gut und knapp erklärt werden: Trump wird in den USA nicht als *konservativ* wahrgenommen, wohl aber als die personifizierte Gegenposition zur ansonsten überall sich ausbreitenden *Wokeness*, während auf der anderen Seite praktisch alle „Mainstream-Medien“, allen voran CNN, die Traumfabrik Hollywood, aber auch Großkonzerne wie Facebook/ Meta und Google als nahezu vollständig *woke* wahrgenommen werden.

Worum geht es aber bei diesem neuen Programm oder besser dieser die Medien und die politische Debatte immer mehr beherr-

schenden Geisteshaltung, die man mittlerweile mit Fug und Recht als Ideologie bezeichnen kann?

Elemente des dahinterstehenden Programmes sind sehr wohl auch bei uns heimisch geworden, wenn sie auch eher unter der älteren und nicht so umfassenden Bezeichnung „politisch korrekt“ wahrgenommen werden. Der Begriff „woke“ ist dabei nicht jung und stammt aus den 40er Jahren: Mit einem Satz wie „wake up and stay woke“ (grammatisch bewusst falsch: Wach auf und bleib „woke“/ *etwa*: aufgeweckt!) war eine Haltung größerer Aufmerksamkeit für Belange der *sozialen Gerechtigkeit* gemeint. Heutige Aktivisten werden in den USA nicht selten mit dem Begriff „Social Justice Warrior“ oder kurz „SJW“ benannt, es gibt aber eine Reihe weiterer Schlagwörter, die allgemein mit dem Konzept Wokeness assoziiert werden und die nichts mit den alten Anliegen linker Parteien zu tun haben: Antirassismus, Gender-Gleichheit, Identitätspolitik, Diversität, Mikro-Aggression, kulturelle Aneignung und „Equity“ (wird gleich erläutert) auf der Seite der Anhänger der Wokeness (den Begriff verwenden wir der Einfachheit halber im Folgenden). Die Gegner der neuen Lehre verwenden mit Bezug auf Wokeness dagegen Begriffe wie Cancel Culture, Political correctness, Virtue Signalling (die ostentative Herausstellung der eigenen moralischen Überlegenheit), Victimology (*etwa*: „Opfer-Olympiade“), Snowflakes („Schneeflocken“, d.h. hypersensible Menschen, die immer gleich beleidigt oder traumatisiert sind). Die erwähnte „equity“ (*etwa*: „Verteilungsgerechtigkeit“) steht dabei dem alten Konzept „equality“ (Gleichheit) fast diametral gegenüber. Ein Martin Luther King etwa träumte von einer Gesellschaft, wo alle Menschen nach ihrem Charakter beurteilt werden, unabhängig von Hautfarbe, ethnischer Herkunft oder Religion. Anhänger der Wokeness dagegen werfen einem solchen Ziel die Missachtung von Jahrhunderten der Unterdrückung vor. Die Lösung könne daher nicht die Gleichbehandlung aller sein, sondern die bisher erlebten Nachteile von Opfergruppen müsse durch Bonuspunkte für die Opfer und Malus-Punkte für die Täter ausgeglichen werden. Wenn ich also den ethnischen und rassistischen Hintergrund einer Person kenne, muss dies Grundlage meines künftigen Verhaltens sein. Dargelegt ist

diese Haltung unter anderem in der sogenannten Kritischen Rassentheorie (Critical Race Theory oder kurz CRT): Ein weißer, heterosexueller Mann ist dabei mittlerweile das personifizierte Böse und wird dementsprechend angegangen, zum Beispiel bei CRT-Sensibilisierungs-Seminaren, die in einigen Betrieben und Behörden obligatorisch gemacht wurden. Was in deutschen Medien kaum berichtet wurde, war ein Erlass Donald Trumps, der solche Seminare für Bundesbehörden abschaffte, wobei Joe Biden mit einer der ersten Amtshandlungen diese wieder einführte.

Ein weiterer Zentralbegriff des neuen Trends ist „intersectionality“ was auf den englischen Begriff für „Schnittmenge“ zurückgeht. Vereinfacht gesagt ist jemand, der gleich zwei Opfergruppen gleichzeitig angehört, doppelt benachteiligt und verdient besondere Beachtung.

Dies führt dann zu einer Opfer-Olympiade, wo Bonuspunkte für gefühlte Unterdrückung auch handfeste Vorteile, etwa bei Einstellungen und vor allem bei Bewerbungen an Universitäten bringen. Asiaten, vor allem Chinesen, Vietnamesen und Koreaner, die traditionell ihre Kinder zu extremem Fleiß erziehen und weit überproportional die Universitäten bevölkerten, wurden wegen diesem offensichtlichen Privileg als „adjacent white“ (etwa: „an Weiße Angrenzende“) deklariert und gelten somit jetzt als zu den Tätern gehörig.

Ein besonders eklatanter Fall von den mittlerweile zu beachtenden feinen Niveauunterschieden beim Opferstatus war die Darstellung der schwarzen Jazz-Legende Nina Simone („My baby just cares for me“) in einem biographischen Film durch die Schauspielerin Zoe Saldana, die zwar ebenfalls größtenteils afrikanischer Abstammung ist, allerdings etwas hellere Haut als die Sängerin besitzt. Zudem ist Spanisch ihre zweite Muttersprache und sie gehört je nach Kategorisierung auch gleichzeitig zu den Hispanics. Nach massivem Druck musste sie sich für ihre Darstellung der Sängerin öffentlich entschuldigen. „Kulturelle Aneignung“ (cultural appropriation) ist das Schlüsselwort, das hier zur Geltung kam. So dürfen Weiße auch keinen Yoga-Unterricht mehr erteilen.

Die Anliegen der Kritischen Rassentheorie, die zum Beispiel in Virginia vom Gouver-

neur in allen Schulen eingeführt worden war, bedeutet in der Praxis zum Beispiel, dass eine Schulklasse in Unterdrückter (weiße Kinder, vor allem männliche) und Unterdrückte („people of color“) eingeteilt wird, nicht selten auch durch räumliche Trennung. Im Jahre 2019 gab es an der Eliteuniversität Harvard auch die ersten getrennten Diplomfeiern für nicht-weiße, explizit für afroamerikanische und hispanische Studenten, wobei letztere mit der geschlechtsneutralen Neuschöpfung „Latinx“ (statt Latino/ Latina) bezeichnet wurden.

Die Bürgermeisterin von Chicago, zum Teil afroamerikanischer Abstammung, ging noch einen Schritt weiter und ließ öffentlich verlautbaren, sie werde weißen Journalisten keine Fragen mehr beantworten.

Das zweite große Thema der Wokeness betrifft den Bereich „Gender“. Hatte man früher noch unterschieden zwischen „sex“ (biologischem Geschlecht, also männlich und weiblich) und „gender“ (sozialem Geschlecht, in der neuesten Facebook-Variante über 60 Wahlmöglichkeiten), so wird letztere Vielfalt mittlerweile mit dem biologischen Geschlecht gleichgesetzt. „Frau/woman“ etwa ist von nun an jeder Mensch, der sich als solche fühlt, unabhängig von körperlichen Merkmalen. Das bedeutet dann natürlich auch, dass geschützte Räume von Frauen (Toiletten, Umkleieräume, Frauengefängnisse) auch allen „selbst-erklärten“ Frauen offenstehen müssen. Wenn dagegen einmal wirklich nur die „biologischen“ Frauen gemeint sein sollten, solle man der neuen Ideologie entsprechend den Begriff „menstruating people“ verwenden. „Werdende Mutter (expectant mother)“ war aus ähnlichen Gründen schon vorher in Großbritannien durch „schwängere Menschen“ ersetzt worden. Wer gegen solche Umbenennungen und vor allem die Öffnung geschützter Räume von Frauen opponiert, wie im Falle der Harry Potter-Autorin J.K. Rowling etwa, riskiert einen Shitstorm, in J.K. Rowlings Fall wurden ihre Bücher aus öffentlichen Bibliotheken verbannt bzw. es kam sogar in einigen Fällen zu öffentlichen Bücherverbrennungen.

Auch in Film und Fernsehen hat die neue Ideologie weit um sich gegriffen. Während das Verhältnis von „moderaten Konservati-

ven“ zu „Liberalen (entspricht in den USA eher Linken)“ an US-amerikanischen Universitäten mittlerweile 1:16 beträgt, scheint es in Hollywood und den Mainstream-Medien, z.B. CNN oder der *New York Times* mittlerweile niemand mehr zu geben, der *nicht* den Supremats-Eid auf die neue Lehre abgelegt hat.

Auch die meisten großen Firmen („corporate America“) haben in ihrem Marketing Werte und Prinzipien der Wokeness, nicht zuletzt auch die Ikonographie (man denke an die Regenbogenfarben) sich zu eigen gemacht. So hat Coca-Cola in den USA vor einiger Zeit eine Kampagne gestartet „Sei weniger weiß (be less white)“, konkretisiert als „sei weniger unterdrückerisch, arrogant, [selbst]gewiss, defensiv, ignorant“, sei dagegen „demütiger“ und „höre zu, glaube, breche mit [deiner] Apathie und breche mit weißer Solidarität“.

Dass ein solcher Schuss, gemeint ist die Unterwerfung eines Unternehmens unter die Forderungen des angenommenen neuen Zeitgeistes, allerdings auch nach hinten los gehen kann zeigt ein Spruch, den man immer öfter hört: „Get woke, go broke“ (etwa: Werde woke und gehe pleite). Eine ganze Reihe von „woken“ Filmen, aber auch anderen Produkten wurden zu Flops.

Eine weitere Spielweise für Aktivisten der Wokeness ist das Ausradieren von Traditionen und von wichtigen Personen der Geschichte. Churchill und Abraham Lincoln wurden so zu Rassisten erklärt, ihre Monumente beschädigt und nach ihnen benannte Gebäude umbenannt. Kürzlich ist auch Immanuel Kant in diesen Club der Rassisten aufgenommen worden.

Die Protagonisten der Bewegung sind dabei oft selbst keine Schwarzen, sondern Weiße, die sich selbst als „Verbündete“ (allies), auch ein mittlerweile feststehender Begriff, begreifen. Wer in den USA heute den Begriff Redefreiheit (free speech) in den Mund nimmt, gilt dabei automatisch als Anhänger der „White Supremacy“ (weiße Überlegenheit), ein Terminus, der einstmals (zurecht) für den Ku-Klux-Klan verwendet wurde, mittlerweile aber eine Allerwelts-Diffamierung geworden ist.

Erwähnt werden sollte dabei auch, dass längst nicht alle Angehörigen von Minderheitengruppen diese Entwicklung gutheißen, einige der prominentesten Gegner der

Wokeness sind selbst Afroamerikaner, beispielsweise der Sprachwissenschaftler John McWhorter, der Philosoph Coleman Hughes, aber auch der Schauspieler Denzel Washington, was ihn unter seinen Kollegen zur absoluten Ausnahme macht.

An dieser Stelle könnte man sich die Frage stellen, welchen Bezug dieser Beitrag überhaupt mit den üblichen Themen von IMPRIMATUR haben soll. Bei etwas genauerer Betrachtung gibt es aber gleich mehrere Berührungspunkte. Zunächst einmal ist Wokeness eine Ideologie, die dezidiert gegen das Christentum gerichtet ist, das ständig für die Kreuzzüge, die Hexenverbrennungen, den Kolonialismus, sexuellen Missbrauch etc. verantwortlich gemacht wird und am besten untergehen sollte. Der Islam dagegen wird als „Religion der Unterdrückten“ wahrgenommen und genießt ganz besonderen Schutz. Wer es etwa wagt über weibliche Genitalverstümmelung, Zwangsehen etc. zu berichten, wird sehr schnell in die Ecke der erwähnten „white supremacists“ gestellt. In Frankreich ist übrigens dasselbe Phänomen unter dem Begriff „islamogauchisme“ („Islam-Linkismus“) bekannt und hat eine lange Tradition, hat doch schon Foucault, der Patenonkel des Postmodernismus, auf mehreren Reisen in den Iran kurz nach der islamischen Revolution das neue Regime ob seines Widerstandes gegen die westliche Dominanz über alle Maßen gelobt und gepriesen.

Dies steht in gewissem Gegensatz zu der Verbreitung der Wokeness gerade durch die atheistische Bewegung, die anfangs zwar auch antichristlich ausgerichtet war, man denke nur an die Bücher von Richard Dawkins oder Sam Harris, aber immer auch den Islam als zweites Feindbild im Blick hatte. Dies hat sich grundlegend geändert, und auf den letzten atheistischen Kongressen war das Motto „Atheism Plus“, wobei das *Plus* Soziale Gerechtigkeit implizierte, was schließlich als Wokeness interpretiert wurde.

In gewissem Sinne kann man Wokeness als Ersatzreligion auffassen, gibt es doch größere Entsprechungen zwischen Kernkonzepten und Begriffen aus der christlichen Geschichte: es gibt Gläubige und Heiden, die Erbsünde entspricht dem angeborenen Rassismus der Weißen, mittlerweile fungie-

ren in Medien, Universitäten und der Politik Inquisitoren, die eine erkleckliche Anzahl Karrieren zerstört haben, auch Bilderstürmer sind am Werk. Was allerdings fehlt ist eine tröstliche Eschatologie. Wer als toxischer Weißer geboren wird, hat keine Hoffnung auf einen Erlöser.

Und schließlich ist die Thematik auch deshalb relevant, weil die Kirchen auf die neuen Trends reagieren müssen, sie dies aber bisher meist ohne genaue Kenntnisse über die Hintergründe tun.

An dieser Stelle kommen wir gleich zur zweiten Frage: Ist denn überhaupt zu erwarten, dass Wokeness als Trend überlebensfähig ist. Denn so erfolgreich die Bewegung bisher gewesen ist, so hat es auch an Gegenreaktionen bisher nicht gefehlt. Die mangelnde Meinungsvielfalt in Mainstream-Medien in den USA hat dazu geführt, dass verstärkt unabhängige Podcasts zur Informationsgewinnung genutzt werden, von denen einige sehr seriös arbeiten und Millionen von Zuschauern erreichen.

Eine Gegenbewegung auf höchster Ebene gab es in Frankreich, wo J.M. Blanquer, Bildungsminister unter Macron, schon vor einem Jahr vor einem Antirassismus warnte, der in Wirklichkeit zur Rassentrennung führe und die Gesellschaft spalte. Als Schuldige macht er amerikanische Universitäten aus, wobei er allerdings zu übersehen scheint, dass die Bewegung in den USA zu nicht geringen Teilen auf den Postmodernismus französischer Intellektueller wie Foucault und Derrida zurückgeht, wie süffisant in britischen Podcasts angemerkt wurde.

Bemerkenswert ist eine Rede Putins, in der er sein Volk mit einer interessanten Begründung vor der neuen Ideologie warnt, allerdings ohne den Begriff „woke“ zu benutzen: Er verweist darauf, dass *ein* roter Faden der Bewegung der Kampf gegen die traditionelle Familie sei, dass es in der neuen Ideologie keinen Vater und keine Mutter, sondern Elternteil eins und zwei gebe. Diese Herabsetzung der Familie und der Versuch diese durch Alternativen zu ersetzen sei nichts Neues und schon eine Taktik des Kommunismus gewesen.

Ganz von der Hand zu weisen ist dieser Vorwurf nicht, haben doch schon die (sozialistischen) 68er in der Familie nur „die Keimzelle des Faschismus“ gesehen.

Aber auch die inneren Widersprüche der Wokeness-Vertreter sollten nicht unterschätzt werden, denn diese gehören mittlerweile allen möglichen Minderheiten an, die allerdings nicht immer gut zusammenpassen. So gibt es Aktivisten aus der „LGBTQ“-Gemeinde, die sich in Boycott-Aktionen gegen Israel und für Palästina engagieren und dabei zu vergessen scheinen, dass gerade in islamischen Ländern die Lage nicht-heterosexueller Menschen nicht selten lebensbedrohlich ist – abgesehen von der Lage von Frauen allgemein und der anderer Minderheiten, man denke nur an die Jesiden.

Auch kommen längst nicht mehr alle Wokeness-Aktionen gut an. Microsoft hat kürzlich eine Produkt-Informationsveranstaltung, die auch im Internet veröffentlicht wurde, abgehalten, bei der alle Beteiligten sich zu Beginn ihrer Beiträge mit Vorname, Rasse, Haarfarbe und bevorzugten Personalpronomen (neben den üblichen sind auch neu erfundene wie *ze*, *per*, *zim* für neue Gender möglich) vorgestellt. Die Veranstaltung wurde heftig kritisiert und die Idee wird wohl in Zukunft fallengelassen.

Schon 2019 scheint der Altpräsident Obama die Gefahren erkannt zu haben und warnte davor, allzu leicht Menschen bloßzustellen oder über sie zu richten, weil sie der eigenen woken Weltanschauung widersprechen.

Die Frage ist nun, wie es um die Zukunft von Wokeness bestellt ist, oder anders formuliert: Was wird in 30 Jahren von dem Gedankengut übrig bleiben. In der Geschichte gibt es Präzedenzfälle, die in ganz verschiedene Richtungen zeigen. Die sogenannte (antikommunistische) Hexenjagd unter Senator McCarthy in den USA Anfang der 50er Jahre, während der Schauspieler im Senat ihre Kollegen anschwärzten – auch Berthold Brecht musste hier aussagen und verhielt sich überaus vorsichtig – hat nichts Bleibendes hinterlassen. Eher ist das Pendel im Jahrzehnt danach in die andere Richtung geschwungen.

Anders sieht es beispielsweise mit der Emanzipation der Frau aus, die, – zumindest im Westen und bis jetzt – einen annähernd vollständigen Sieg davongetragen hat, ebenso wie der Sicherheitsgurt heute nicht mehr groß diskutiert wird.

In den meisten Fällen ist das Ergebnis aber weniger klar: Die schon erwähnten 68er wollten die Familie durch die Kommune ersetzen, die Ehe abschaffen, „Mama“ und „Papa“ wurden durch die jeweiligen Vornamen und der Kindergarten durch den „Kinderladen“ ersetzt, in dem den Sprösslingen keine Regeln gesetzt wurden. Das meiste davon ist im Papierkorb der Geschichte verschwunden, einiges aber nicht: Wohngemeinschaften sind bei heutigen Studenten etwas völlig Normales und auch die mit all dem in Zusammenhang stehende sexuelle Revolution hat die westliche Gesellschaft grundlegend verändert, man denke nur daran, wie normal heute das Zusammenleben ohne Trauschein ist.

Wie wir gesehen haben, tobt in der Neuen Welt ein Kulturkampf, der auch schon massiv auf Europa übergegriffen hat, allerdings in verschiedenen Teilen Europas verschieden stark. Aus meiner Sicht ist Wokeness ein gefährlicher und in hohem Maße schädlicher Trend: die Gesellschaft wird in sich feindlich gegenüberstehende Gruppen aufgeteilt, man strebt danach Mitglied einer Opfergemeinschaft sein zu dürfen, grundlegende Institutionen der Gesellschaft wie Familie und Ehe werden in Frage gestellt, die eigene Geschichte wird nur noch als verbrecherisch angesehen und möglichst ausradiert, eine völlig humorlose und geradezu inquisitorische Atmosphäre macht sich in Medien und immer mehr an Universitäten breit und es werden angebliche Verbündete zusammengebracht, die nicht zusammen gehören.

Der italienische Schriftsteller Lampedusa hat in seinem berühmten Roman „Der Leopard“ den Satz geprägt: „Alles muss sich ändern, damit alles bleibt, wie es ist.“ Insofern braucht die Welt sowohl Konservative, die das Erhaltenswerte schützen, als auch Progressive, die für die nötigen Anpassungen an die sich verändernde Umwelt sorgen. Wokeness scheint in der westlichen Kultur nichts Erhaltenswertes entdecken zu können, vielleicht deshalb, weil man die positiven Dinge (Wohlstand, Rechtssicherheit, eine gute Infrastruktur, gute Bildungsmöglichkeiten, garantierte Freiheiten, Demokratie etc.) für gottgegeben hält, etwa nach dem Motto: Der Mond ist wichtiger als die Sonne, tagsüber ist es ja sowieso hell.

Wie es weitergeht, ob es ein sang- und klangloses Verschwinden, einen Teilerfolg mit nachhaltiger Veränderung der Gesellschaft oder einen totalen Endsieg der Ideologie geben wird, muss die Zukunft zeigen. Im letzteren Fall sollte jetzt aber allen klar sein, dass das Ergebnis kein Paradies sein wird, sondern eine Dystopie.

Christiane Florin

Das Gute, das Böse und das Herrenhandtäschchen

Festrede zum 50. Berufsjubiläum der Pastoralreferentinnen und Referenten

9. November 2021

1971 war das Jahr des Herrenhandtäschchens. Dieses Accessoire wurde notwendig, weil die Herren neue Hosen trugen, in Gelb, Rosa oder Lila, aus Trevira, knitterfrei und knisternd. Ob sie wegen der Kunstfaser oder der Erotik knisterten, ist schwer zu sagen. Diese Hosen schlugen unten weit aus und waren oben so eng, dass ein Portemonnaie anderswo verstaut werden musste.

Das weibliche Must-Have des Jahres 1971 war kaum größer als ein Herrenhandtäschchen. Frauen hatten die ganz kurzen Hosen an: Hot Pants.

"Aufmüpfig" - das Wort des Jahres 1971

Festvorträge müssen immer die „Zeichen der Zeit im Lichte des Evangeliums deuten“. Jesus hat nichts zu Hot pants gelehrt, eine Handtasche trug er auch nicht. Wer ihm nachfolgt, sagte er laut Lukas, solle auf jeden Besitz verzichten. Wer keinen Besitz hat, braucht keine Taschen. In der Berg-

predigt zürnt er: „Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? Nach solchem allem trachten die Heiden.“

Die heidnischen Äußerlichkeiten des Jahres 1971 sind Zeichen der Zeit: Das Willy-Brandt-Land machte sich locker. „Aufmüßig“ war das Wort des Jahres, des erste „Wort des Jahres“ überhaupt.

Die römisch-katholische Kirche hatte schon in den 60er Jahren das Korsett gelockert und Brokat abgeworfen. Aber auf Hotpants und enge Schlaghosen waren die Väter des Zweiten Vatikanischen Konzils nicht vorbereitet. Auf dem Essener Katholikentag von 1968, dem katholischen Woodstock, sah die Hierarchie wieder alt und verklemmt aus. Auf die sexuelle Revolution und die feministische Bewegung wusste Papst Paul VI. keine andere Antwort als den Griff in die römische Klamottenkiste.

"Sperrren werden übersprungen"

Bundeskanzler Willy Brandt hatte 1969 versprochen, mehr Demokratie zu wagen. Etwas Ähnliches versuchte die römisch-katholische Kirche in Deutschland 1971 auch. Im Jahr der Würzburger Synode traten die ersten Pastoralreferentinnen und -referenten ihren Dienst an. Sie waren die Neuen.

Die Neuen trugen Jeans und Selbstgebatiktes, Schlaghosen und Hotpants eher nicht, denn die standen unter Kommerzverdacht. Die Neuen konnten drei Akkorde auf der Gitarre. Die katholische Version von „The times they are a-changin“ hieß „Singt dem Herren alle Völker und Rassen“ (heute nicht mehr woke), „Unser Leben sei ein Fest“, „Manchmal feiern wir mitten im Tag ein Fest der Auferstehung“. Darin heißt es: „Sperrren werden übersprungen“. Sie kennen das.

Die Berufsbezeichnung „Pastoralreferent“ klang in den Siebzigern nicht hot, sondern nach Herdenverwaltungsbehörde. Aber immerhin: Von da an gab es nicht mehr nur den Herrn Pastor, es gab auch unpriesterliche Geschöpfe, die Hirten sein durften. Laien zwar, aber mit Volltheologiestudium. Ungeweihet, aber eingeweiht.

Und sogar: Frauen in der Nähe des Allerheiligsten. Um nicht zu sagen: Hirtinnen-

ähnlichewesen. Und das, obwohl auch die Kirchengeschichte des 20. Jahrhunderts noch voll ist mit frauenfeindlichen Aussagen über die Minderwertigkeit und Unreinheit des Weibes.

Für das Buch „Weiberaufstand“ habe ich mit Pastoralreferentinnen der ersten Generation gesprochen. Sie erzählen, dass zwischen ihnen und dem Priester ein Möbelstück stehen sollte, damit das Weib den Gottesmann nicht verführt. Sie erzählen, dass sie nicht mehr in den Altarraum durften, wenn sie – brav verheiratet wohlge-merkt – schwanger waren.

Wenn ein Beruf das Wort Referat im Titel trägt, sind eigentlich Zuständigkeiten klar. In Ihrem Fall nicht: Das Berufsbild mussten oder durften die Neuen selbst definieren. Sie tun, was nicht ausdrücklich verboten ist. Oder was dem Herren Pastor unangenehm, vielleicht zu persönlich ist. Die Neuen hatten, anders als viele Priester Anfang der Siebziger, keinen Rücken-zum-Volk-Hintergrund. Sie waren per se zugewandt, obwohl das Volk nicht so genau wusste, wie man die Neuen korrekt anspricht.

"Guten Tach, Herr Pastor"

Ich bin 1968 geboren, in einem Dorf zwischen Köln und Bonn aufgewachsen. Meine Mutter hat demnächst 70jähriges Kirchenchorjubiläum. Sie engagiert sich in der kfd. Meine Oma trug eine Kittelschürze, aus deren Tasche der Rosenkranz hing. Sie gehörte bis zu ihrem Tod mit 83 Jahren trotz oder wegen siebenfacher Mutterschaft der Jungfrauenkongregation an. „Wunder gibt es immer wieder“, behauptete ein Schlager der 70er Jahre.

Meine Oma wohnte dem Pfarrer gegenüber. „Guten Tach, Herr Pastor“ war der erste Vier-Wort-Satz, den wir Kinder lernten. Die Straße heißt übrigens bis heute Pastor-Breuer-Straße.

Wir bekamen in den 70er einen neuen Pfarrer, den Nachfolger von jenem Pastor Breuer. Der begann eine Partnerschaft mit einer Gemeinde in Kenia, von da an stand unsere Kirche nicht nur im Dorf, sondern in der Welt. Als dauersichtbares Zeichen kam ein bunter, locker gewobener, afrikanischer Teppich an die Wand hinter den Altar.

Eine Weihbischofsmütze passt ins kleinste Handgepäck

Sie sehen: Die Beziehungen zwischen dem Erzbistum Köln und Kenia haben eine lange Tradition. Eine Weihbischofsmütze passt zudem ins kleinste Handgepäck.

Jedenfalls musste in den Siebzigern das Pfarrheim erweitert werden, weil so viele dabei sein wollten, als sich die Kirche locker machte. Meine Freundinnen und ich machten auch mit, im Kinderchor, später in der Jugendarbeit. Jazz- und Beatmessen, mit Schlagzeug, Saxofon, Keyboard. Unser Gemeindeleben war ein Fest.

Wenn Sie damals gefragt hätten, wer Erzbischof von Köln ist: Ich hätte es nicht gewusst. Für Teestuben, Frühschichten, Jugendgottesdienste erbaten wir keine Erlaubnis. Erst als Mitte der 80er das rote Liederbuch der KJG verboten wurde, bemerkten wir die klemmige Hierarchie.

Es ist ein Mädchen

Eine Pastoralreferentin bekamen wir in den Siebzigern nicht. In den Achtzigern dann die Sensation: Dat Monika ("Das Monika", nicht „die Monika“. Weibliche Wesen werden im Rheinland als Neutrum betrachtet). Ein Mädchen, sagte das Kirchenvolk. Eine Gemeindeassistentin, lautete die korrekte Bezeichnung.

Sie machte das, was der Herr Pastor nicht machte. Frühschichten zum Beispiel oder kritische Exerzitien mit uns Jugendlichen. Da fragten wir uns zum Beispiel, ob et Bedde sich lohne dät. Ob das Beten sich lohnen würde. So hieß damals ein Lied von BAP, das im roten Liederbuch stand.

Einige von Ihnen dürften ähnliche volkskirchliche Erfahrungen haben. Sind in diese Kirche hineingewachsen, aus Tradition, aus Treu und Glauben, aus Idealismus. Aus Mangel an Alternativen: weil es im Dorf nur die Wahl zwischen Fußball und Kirche gab. Oder weil in der Teestube Markenklamotten und Modelmaße nicht so wichtig waren wie anderswo.

Hochwürden ist tief gefallen

Diese Volkskirche war mitnichten die Idylle, die ich hier skizziert habe. Hochwürden ist tief gefallen. Massenhafter sexueller

Missbrauch ist auch massenhafter Machtmissbrauch. Pastoralreferentinnen und -referenten stehen kaum unter Machtverdacht. Es ist heute ein Vorteil, kein Kleriker zu sein.

Sie sind nach 50 Jahren nicht mehr die Neuen, eher die Guten, obwohl es auch in Ihrer Berufsgruppe Täter gibt.

Sie sind die Guten, weil sie Trauende trösten, Tote begraben, vergessene Tote würdig beerdigen, weil sie Dürstenden zu trinken geben, Fremde beherbergen. Weil sie hingehen, zuhören, schweigen, trösten. Weil sie mitten Leben stehen. Manche von Ihnen lieben lebensweltliche Einstiege so sehr, dass sie im Einschulungsgottesdienst - an der Stelle, die nicht Predigt heißen darf - Plastikreifen aufblasen und erklären: „Gott ist wie dieser Rettungsring“

Die Herren behalten die Hosen an

Die meisten von Ihnen empfinden ihr Tun als sinnvoll, erleben sich als wirksam, bekommen positive Resonanz. Weil der Weihwasserspiegel kirchlichen Grundwissens sinkt, merken die Menschen, mit denen Sie es zu tun haben, oft nicht mehr, ob der Herr Pastor die Großmutter beerdigt hat oder der Pastoralreferent.

Und sonst? Der Staat hat mehr Demokratie gewagt, er hat das Versprechen aus Artikel 3 des Grundgesetzes mit jahrzehntelanger Verspätung eingelöst. Die römisch-katholische Kirche gab sich vor 50 Jahren ein weiblicheres Antlitz, die Herren behielten die Hosen an. Die Pastoral mag sich verändert haben, die diskriminierende Lehre vom weiblichen Wesen, seiner Bestimmung und vor allem seiner Nicht-Bestimmung bleibt. Auch das Hohelied auf die angeblich weiblichen Charismen ist Diskriminierung.

Die katholischen Sperren wurden nicht überwunden: Die Ständeordnung besteht ebenso wie die Geschlechterordnung. Die Würzbürger Synode hat viel Papier produziert. Was sie substanzuell gebracht hat, passt in ein Herrenhandtäschchen, das locker-leicht am Klerikerhandgelenk baumelt.

Zum Wegwerfen zu schade

Reformformate sind wie die Schlaghose, die ab und an ein Comeback erlebt: Zum Weg-

werfen ist sie zu schade. Aber sie knistert nicht mehr so verheißungsvoll wie das Trevira-Teil der 70er, als das alles neu und aufregend war.

Im Sprechtraining fürs Radio habe ich gelernt: Vor wichtigen Aussagen und nach wichtigen Aussagen ist eine Pause notwendig. Da ich mich auf zehn Minuten Redezeit beschränken soll, denken Sie sich bitte jetzt eine lange Pause davor und danach hinzu:

Die Neuen sind 50. Es ist gut, dass es Sie gibt

Sie hätten mich wohl nicht eingeladen, wenn Sie sich die James-Last-Party-Platte der 70er Jahre wünschten.

Ein gedankenloses Weiter-So, ein „Ad multos Annos“, wie es in gehobenen katholischen Kreisen üblich ist, eine „Jede Krise ist eine Schangse“-Weisheit haben Sie nicht verdient.

Drei Wünsche

1. Viele von Ihnen hissen die Regenbogenfahne, Liebe gewinnt, üben pastoralen Ungehorsam. Ich wünsche Ihnen eine Kirche, in der Menschen gleichberechtigt sind, unabhängig von Geschlecht und sexueller Orientierung. Wenn Sie - Angestellte dieser Kirche - als Mann einen Mann und als Frau eine Frau lieben, dann wünsche ich Ihnen, dass sie heiraten können, wenn Sie das möchten. Öffentlich, kirchlich, fröhlich, jedenfalls nicht heimlich und mit Angst.

2. Ich wünsche Ihnen, dass Sie sich zu wehren wissen, wenn Ihre gute Arbeit benutzt wird, um Böses zu tarnen. Keiner Ihrer obersten Vorgesetzten, niemand von ihren Dienstgebern, keiner von jenen Glaubenswächtern, die Ihnen das Predigen verbieten, hat aus eigenem Antrieb gesagt, was eigentlich los ist in dieser Kirche.

Was wir über Missbrauch wissen, wissen wir, weil Betroffene allen Mut zusammen genommen haben. Weil Journalistinnen und Journalisten recherchiert haben. Weil Whistleblower uns von den Medien schon mal kirchliche Papiere zuspiesen. Auch ich habe einzelne Geschichten, die eben keine Einzelfälle sind, minutiös nachgezeichnet. Was dann sichtbar wird, ist nicht die ach so lustige rheinisch-katholische Doppelmoral.

Es ist Unmoral, oft kriminelle Energie. Das ganze Brimborium mit den dicken Gutachten lenkt davon ab, dass an Bistumsspitzen nicht das minimalste ethische Minimum erfüllt wurde – schütze die Schwachen, die Kinder, die Jugendlichen, aber auch Kolleginnen und Kollegen von Ihnen, wie wir spätestens seit dem Buch "Erzählen als Widerstand" wissen.

Das alles zu wissen, macht das Dabeisein zur Gewissensfrage. 1000 Suppenküchen können einen Missbrauch nicht aufwiegen. Lassen Sie sich nicht zu Verrechnungsobjekten machen. Seien Sie Subjekt.

3. Ich wünsche Ihnen, dass Sie keine Sätze von der Sorte mehr sagen müssen: „Ich habe hier meinen kleinen Freiraum, da kann ich viel Gutes gestalten“. In autoritären Regimen braucht der Mensch Nischen. In freiheitlichen sind Freiräume die Regel, nicht die erwähnenswerte Ausnahme. Ich wünsche Ihnen eine Kirche, in der Sie größer denken können als im Herren-Handtäschchenformat.

Abspann zu FLORIN

Die Autorin Christiane Florin stellt sich auf ihrem Blog www.weiberaufstand.com/blog - den wir ebenso empfehlen wie ihr vorletztes Buch gleichen Titels und das letzte „Trotzdem! Wie ich versuche, katholisch zu bleiben“ (München 2020) – folgendermaßen selbst vor:

„Ich bin Radioredakteurin und Autorin, Mutter und Tochter, Feministin und Gegnerin von -ismen, Katholikin und Zweiflerin. Seit 2016 arbeite ich in der Redaktion Religion und Gesellschaft beim Deutschlandfunk in Köln, vorher war ich Leiterin der ZEIT-Beilage Christ&Welt. Studiert habe ich, ach, nicht Theologie, sondern Politik, Geschichte und Musikwissenschaft in Bonn und Paris. Der Uni Bonn bin ich als Lehrbeauftragte treu.“

Gregor Tischler

Bußgeld

Neulich lag ein Schreiben im Briefkasten, Absender: "Land Tirol". Ich wusste gleich, das musste ein Bußgeldbescheid sein. Wahrscheinlich war ich bei der letzten Rückfahrt aus Italien in eine Radarfalle geraten. Und tatsächlich, nach Auskunft des Schreibens war ich an einer Baustelle auf der Brennerautobahn statt der erlaubten 60 um 13 Stundenkilometer zu schnell gefahren.

Als Theologe kann man da schon ins Grübeln kommen: Buße, büßen - wann verwenden wir diese Wörter überhaupt noch, außer natürlich in Bezug auf die, die uns etwas angetan haben, oder bei Straftätern? Früher freilich war Buße hauptsächlich ein häufig gebrauchter religiöser Begriff. In der Kirche wurde man regelmäßig dazu aufgerufen, und zwar in Bezug auf sich selbst. Und am Schluss der Beichte bekam man "zur Buße" ein paar Vaterunser und Ave Maria zu beten auf.

Das Wort "Buße" kommt im Neuen Testament häufig vor. Allerdings lautet der griechische Begriff "metánoia", was eigentlich "Umdenken" bedeutet. Buße ist demnach keine Art von Bezahlung für begangenes Unrecht, sondern ein Weg zur Besserung. Im konkreten Fall heißt das also für mich: Öfter auf den Tacho schauen!

Als ich mir nochmals die Radarfalle am Brenner vor Augen hielt, fiel mir noch etwas Anderes ein. Als langjähriger Religionslehrer hatte ich in der Oberstufe des Gymnasiums, wenn es um die Begründung einer tragfähigen Ethik ging, stets auf den Unterschied zwischen einer deontologischen und einer teleologischen Argumentation hingewiesen. "Deontologisch" meint "unbedingt verpflichtend", wie auch immer die Situation sein mag. So argumentiert z.B. "amnesty international" für ein absolutes Verbot der Folter, selbst wenn sich dadurch das Leben von unschuldigen Geiseln retten ließe. "Teleologisch", von griechisch "télōs" = Ziel, meint hingegen, man

müsse immer abwägen, welche Wege am besten zu einem - natürlich guten - Ziel führten. Christlich verstanden ist demnach zwar das Gebot der Liebe zum Nächsten immer verpflichtend, die Wege aber, die zu seiner Erfüllung führen könnten, müssen im Einzelfall stets gewissenhaft, also teleologisch, abgewogen werden.

Während der Corona-Krise mussten wir schmerzlich diese Problematik erfahren, z.B. beim Problem der Besuchsmöglichkeiten in Pflegeheimen. Einerseits war da die lebensgefährliche Möglichkeit einer Ansteckung, andererseits die Unmenschlichkeit, Nahestehende und seelischen Beistands Bedürftige allein zu lassen, ohne Abschied nehmen zu können. Wäre es da nicht im Sinn des Zieles, d.h. der hier besonders geforderten Nächstenliebe, wichtiger gewesen (sicherlich unter Einhaltung der "AHA-Regeln"), Nahestehende nicht allein und verzweifelt sterben zu lassen?

Doch zurück zum Bußgeldbescheid! Ich erinnerte mich, dass an der Radarstelle zwei Fahrspuren wegen einer Baustelle etwas verengt waren. Als ich zu schnell fuhr, herrschte dort kaum Verkehr und ich hatte mit Sicherheit niemanden gefährdet. Man hätte dort wohl auch 80 km/h gestatten können. Die Tiroler Polizei aber ging, wie bei allen Verkehrsregelungen üblich, deontologisch vor. Im Straßenverkehr geht es auch gar nicht anders, will man nicht die nötige Kontrolle verlieren. Also - das Bußgeld geht schon in Ordnung.

Tja, welche Gedanken einem so kommen können, bloß weil ein besonderer Brief im Kasten liegt! Übrigens las ich das Polizeischreiben nochmals genauer durch. Da war gar nicht von einem Bußgeld die Rede, sondern von einer "Strafzahlung". Bin ich etwa gar ein "Straftäter"? Da wäre ich doch lieber nur ein Büßer geblieben ...

Nun hoffe ich, dass meine 45 Euro einem guten Zweck dienen, etwa der Unterstützung einer sozialen Einrichtung. Das wäre doch immerhin ein erstrebenswertes Tólos.

Irmgard und Benno Rech

Der weite Weg von einer triumphalen zu einer selbstkritischen Kirche

Seit dem Mittelalter stehen sich in den Portalen gotischer Kirchen zwei Frauenfiguren gegenüber: die Synagoge mit verbundenen Augen, gesenkten Gesetzestafeln und gebrochenem Stab und die Ekklesia mit Kelch und Kreuzstab, gekrönt mit einer Herrscherkrone. So triumphal hat die Kirche sich dem Judentum überlegen gefühlt. Heute ist der Kirche die Krone vom Kopf gestoßen durch die Aufdeckung der Sexualverbrechen ihrer Priester weltweit. Immer mehr Kirchen bleiben inzwischen leer, nur wenige gehen noch durch die Portale.

Vielerorts kommen Kirchengebäude unter den Hammer. Die dort getauft, zur Kommunion gegangen und gefirmt wurden, sind entsetzt, obwohl sie selber schon länger nicht mehr zur Kirche gegangen sind. Waren das wirklich ihre Kirchen, die Kirchen der gläubigen Gemeinde oder eher die Kirchen des Klerus, der Pastöre und der Bischöfe. Haben diese sich nicht als die Geweihten wie Herrscher über die Laien verstanden und gebärdet. Dieses Sich-Abheben des Klerus vom Volk der Laien irritierte zunehmend in demokratischen Ländern und führt nun nach Bekanntwerden der klerikalen Verbrechen an ihnen anbefohlenen Kindern und Jugendlichen zu einem katastrophalen Vertrauensverlust.

Wer jetzt glaubt, diese Misere ließe sich durch Reue und Buße bewältigen, verkennt, dass ohne eine fundamentale Selbstkritik der führenden Amtsträger am männlich zölibatären Leitungssystem eine Umkehr nicht geschehen kann. Ihnen muss zu Bewusstsein kommen, dass sie jetzt ohne Krone da stehen. Warum haben die Bischöfe solange eine Klärung verhindert, die Schandtaten zu vertuschen gesucht und durch bloße Versetzung der Täter diesen oft weitere Opfer zugeführt? Warum geriet das Leid der Kinder nicht in den Blick? Warum musste die Aufklärung durch die Opfer selber angestoßen, gar von

weltlichen Gerichten betrieben werden? Mit beiden Händen halten sie innerlich die Herrscherkrone fest, die sie längst nicht mehr auf dem Kopf haben.

Welche Haltungen müssen zuerst abgebaut werden, damit eine Befähigung zur Selbstkritik entstehen kann? Zu einem verhängnisvollen Missverständnis dessen, was eine kirchliche Gemeinschaft im Sinne Jesu zu sein hätte, hat die Aneignung der Bezeichnung „heilig“ durch die Amtsträger geführt. Das Neue Testament kennt keine heiligen Personen (Norbert Scholl). Wir beten im Apostolischen Glaubensbekenntnis: Ich glaube an die heilige katholische Kirche. Damit waren in der Urkirche alle getauften Christen gemeint. Ein herausgehobenes heiliges Weiheamt gab es nicht. Heute heißt es im Kirchlichen Gesetzbuch: „Die heilige Weihe empfängt gültig nur ein getaufter Mann“ (c. 1040). Das Wort *heilig* verführte dazu, den Ämteraufbau als Hierarchie (heilige Ordnung) zu verstehen. Das wiederum ermöglichte es, alle Ämter der Kirche auf den heiligen Gott selber zurückzuführen als von ihm eingesetzte. So gelangten die geweihten priesterlichen Amtsträger zu einer göttlich legitimierten und nicht hinterfragbaren Leitungswalt über die ungeweihten Laien. Durch die Rückbindung an Gott selber ließ sich das Lehramt bis in die höchstmögliche Übertreibung einer Unfehlbarkeit steigern.

Wie weit hat sich damit die Hierarchie vom sog. Volk Gottes entfernt! Die Zerstörung so vieler Leben und das Leid der Missbrauchten konnte nicht in den Blick geraten. Dabei muss ein doppeltes Versagen unterschieden werden: die Schuld der vielen Einzeltäter und die Schuld der vielen Amtsträger, die gebannt waren vom ins Heilige erhöhten Bild der Kirche als ein von Priestern gelenktes Haus voll Macht und Glorie und sich vorrangig darum sorgten, dass die Reputation in der Öffentlichkeit erhalten bleibt.

Wie kann der Ekklesia die Binde, die sie der Synagoge um die Augen gebunden hat, aber nun selber trägt, von ihren Augen genommen werden? Was jetzt gebraucht wird, ist ein erkenntnisstarkes, selbstkritisches Wort aus der Mitte der Stabsführenden selber, das Umkehrkräfte freisetzt im Sinne der Forderung Jesu. Wenn man den Synodenberichten glauben darf, ist es innerhalb

der letzten Synodensitzung Ende September in Frankfurt gefallen. Innerhalb einer heftigen Polemik gegen einen Redebeitrag von Bischof Voderholzer, gerichtet gegen die Rede von Johanna Beck und Kai Christian Moritz vom Betroffenen-Beirat bezieht Franz Josef Overbeck, der neu gewählte Vorsitzende der Glaubenskommission in der Bischofskonferenz folgende unerhörte Position: Gestützt auf die Definition von Kirche als „Volk Gottes“ (II. Vaticanum) folgert er, dass wir „Licht der Welt“ nur selber sind, „wenn wir mit den Tränen . . . so vieler Betroffenen wirklich ernst umgehen.“ Dann präzisiert er: „Um es deutlich zu sagen: Wir können deswegen auch von **einem Lehramt der Betroffenen** sprechen. So werden sie in die Nähe Jesu gerückt. Und es ist mir wichtig, dass wir an dieser Stelle wissen: **Das ist das einzige wirklich unfehlbare Lehramt.**“ (Publik Forum Nr. 19/2021, S. 31)

Bischof Overbeck hat der ganzen Kirche mit diesen richtungsweisenden Worten den jetzt zu gehenden Weg gewiesen. Die Orientierung liegt jetzt nicht mehr bei einer Amtshierarchie von alten geweihten Priestern, sondern bei den Missbrauchten, Gedemütigten, Erniedrigten, Leidenden. Die Binde vor den Augen ist weggezogen, die Herrscherkrone gefallen. Jetzt kann die Kirche auf unfehlbare Weise zur heiligen Kirche des Gottes werden, der in der Bibel der Gott aller Leidenden ist, aller Unterdrückten und Verlassenen, der Gott der Witwen und Waisen. Heilig wird er genannt wegen seiner Fürsorglichkeit und Zärtlichkeit, nicht wegen seiner herrscherlichen Hoheit. Im 19. Kapitel des Buches Leviticus fordert Gott vom ganzen Volk: „Seid heilig, denn ich, euer Gott, bin heilig.“ (Lev. 19, 2) Wie wird das Volk heilig? Was folgt, ist die Formulierung des Gebotes der Nächstenliebe, dessen urjüdische Formulierung auch heißen könnte: „**Du sollst deinem Nächsten Taten der Liebe erweisen: denn er ist wie du**“ (Stuttgarter Bibel). Formuliert werden an dieser Stelle Beispiele für ein solidarisches Leben: Verzicht auf Hass und Rache, Verzicht auf Ausbeutung des Nächsten, Rücksicht auf Taube und Blinde, korrekte Bezahlung der Tagelöhner. Wie groß ist die Nähe Jesu zu diesem Gott! Gottes- und Nächstenliebe gehören nun zusammen. Seine Tischgemeinschaften mit Randexistenzen werden ihm zum Vorwurf

gemacht. Er sitzt nicht am Kopfende des Tisches auf einem Ehrenplatz, er sitzt mit allen auf einer Bank. Er will nicht bedient werden, er selber wäscht den Jüngern die Füße. Diese Tischgemeinschaften Jesu müssen das *unfehlbare* Modell von Kirche werden, einer Ekklesia ohne priesterliche Herrscherkrone. An ihnen sollen wir unsere Gottesdienstgestaltung ausrichten, all unsere Eucharistiefiern. Dazu müssen wir aus dem Opferaltar des Priesters einen Tisch für uns alle machen.

Wirkliche Gegenwart Jesu geschieht erst dann, wenn unsere Gottesdienste fortgesetzt werden durch ein solidarisches Leben, den Blick immer auf die gerichtet, die Hilfe brauchen. Aus leeren Kirchen könnten so Orte der Begegnung werden und aus unseren Altären Mutmach-Tische für solidarisches Handeln. Das ist unser Weihnachtswunsch!

Theo Mechtenberg

Neue Eskalation des russisch-ukrainischen Konflikts

Der Krieg in der Ostukraine währt bereits über sieben Jahre und hat auf beiden Seiten tausende Opfer gefordert. 2014 kam es im Rahmen des Minsker Abkommens wenigstens zur Vereinbarung eines Waffenstillstandes. Ganz friedlich ging es dennoch nicht an der Front zu, so dass die Ukraine seit dieser Zeit zahlreiche gefallene Soldaten zu beklagen hat.

Doch mit den ersten Januartagen des Jahres 2021 kam es auf Seiten der ukrainischen Separatisten und ihren russischen Unterstützern zu vermehrten Kampfhandlungen. Und die Zahl der Opfer stieg erneut. Besonders beunruhigend ist der vom Kreml als Manöver ausgegebene Truppenaufmarsch im April mit weit über 100 000 Soldaten und einer Masse an Panzern und

sonstigem Kriegsgerät. Die zunehmende Militarisierung der Krim und die Errichtung eines großen Militärlagers unweit der ukrainischen Grenze bedeuten seitdem trotz eines teilweisen Truppenabzugs eine ernste Bedrohung der Ukraine.

Als Reaktion auf diese Verschärfung der Sicherheitslage wandte sich der ukrainische Präsident Wolodymyr Zelenskyj mit einem Hilferuf an die NATO sowie an die amerikanische Administration. Die NATO beließ es bei einer verbalen Zusicherung, in diesem Konflikt an der Seite der Ukraine zu stehen, und forderte zudem einen sofortigen russischen Truppenabzug. Deutlicher wurde der neue amerikanische Präsident. Er warnte Russland vor einer Eskalation und entsandte zwei Kriegsschiffe ins Schwarze Meer.

Derweil fragen sich Diplomaten und politische Analytiker nach der mit dieser Machtdemonstration verbundenen Absicht. Dient sie der Vorbereitung einer gegen die ukrainische Schwarzmeerküste gerichteten Aggression, um eine direkte Landverbindung zwischen der Krim und Russland herzustellen? Ist sie ein Test, wie die NATO und der neue amerikanische Präsident darauf reagieren, um daraus zu schließen, wieviel Unterstützung die Ukraine im Ernstfall vom Westen zu erwarten hat? Oder verfolgt Putin mit dieser Kraftstrotzerei lediglich das Ziel, die Ukraine vor einer weitergehenden Annäherung an den Westen zu warnen und ihr deutlich vor Augen zu führen, dass es für sie einen „Frieden“ nur an der Seite von Russland gibt?

Rückkehr zur Atommacht?

Wie bedrohlich die ukrainische Führung die Sicherheitslage ihres Landes einschätzt, das lässt sich an einer Aussage des in Berlin akkreditierten ukrainischen Botschafters ermessen: Sollte der Westen angesichts des sich weiter zuspitzenden Konflikts mit Russland tatenlos bleiben und die Ukraine ihrem Schicksal überlassen, dann sähe man sich genötigt, nuklear aufzurüsten.

Dazu muss man wissen, dass die Ukraine für kurze Zeit eine Atommacht war. Als sie 1991 aufgrund des Zerfalls der Sowjetunion unabhängig wurde, befand sich auf ukrainischem Boden ein ansehnliches Arsenal an Atomwaffen, das drittgrößte nach den USA und Russland. Doch der Westen

drängte auf einen Beitritt der Ukraine zum Atomwaffensperrvertrag. Ohnehin hatte man kein Interesse daran, dass die Ukraine im Besitz von Atomwaffen blieb, weil man die Unwägbarkeiten einer Situation fürchtete, in der die politisch keineswegs gefestigte unabhängige Ukraine über ein derartiges Arsenal verfügen werde.

Die Lösung war das von den Atommächten USA, Großbritannien und Russland sowie von der Ukraine unterzeichnete Budapester Memorandum vom Dezember 1994. Das sah die Übergabe der Atomwaffen an die Russische Föderation vor, wofür die Ukraine von den USA, Großbritannien und Russland die Garantie ihrer Sicherheit und territorialen Integrität erhielt.

Doch 2014 sollte sich mit der Annexion der Krim zeigen, dass das Budapester Memorandum nicht das Papier wert war, auf dem es abgefasst wurde. Ebenso folgenlos, von den Nadelstichen einiger Sanktionen einmal abgesehen, blieb auch die russische Unterstützung der Separatisten in der Ostukraine. Aufgrund dieser Erfahrung ist es durchaus nachvollziehbar, dass in der Ukraine der Wunsch nach nuklearer Aufrüstung laut wird.

Doch wie ernst ist dieser Wunsch? Dass die Ukraine in der Lage wäre, Atomwaffen zu produzieren, halten Experten für möglich. Allerdings nicht in kurzer Zeit, was konkret bedeutet, dass dieser Wunsch zur gegenwärtigen Bedrohungslage keine Alternative darstellt. So ist wohl die Äußerung des ukrainischen Botschafters vor allem als Druckmittel zu verstehen, um die USA und die NATO zu drängen, nicht nur mit Worten, sondern mit Taten der Ukraine in diesem Konflikt beizustehen.

Entmachtung prorussischer Kräfte

Die Hoffnung des Kremls, dass die Ukraine trotz des nicht enden wollenden Kriegs im Osten ihres Landes ihre Sicherheit letztlich in der Bindung an Russland gewährleistet sieht, ist nicht unbegründet. Schließlich gibt es in der Ukraine durchaus starke prorussische Kräfte, die in der „Oppositionellen Plattform“, einer Partei, die in den Parlamentswahlen beachtliche Ergebnisse erzielt, gut organisiert sind. Unterstützt wird sie vom Oligarchen Wiktor Medwedtschuk,

der bereits während der Präsidentschaft von Leonid Kutschma eine bedeutende politische Rolle spielte und in der Folge verschiedene hohe Ämter bekleidete. Er gilt in der Ukraine als der vermögendste prorussische Politiker, der jegliche Form einer Westbindung seines Landes ablehnt und eine wirtschaftliche Integration mit Russland anstrebt. Zum Kreml unterhält er beste Beziehungen, wie die Patenschaft zeigt, die er über Medwedtschuks Tochter nach ihrer Geburt übernommen hat.

Zu bedenken ist auch, dass sich Zelenskyj, als er vor zwei Jahren zum Präsidenten gewählt wurde, deutlich von der antirusischen Rhetorik seines Vorgängers absetzte. Sein vorrangiges Ziel war die Beendigung des Krieges in der Ostukraine. Dabei war er sich durchaus bewusst, dass er sein Ziel nur mit Zustimmung Russlands erreichen konnte. Gleichfalls war ihm klar, dass der Preis des Friedens von ihm Zugeständnisse verlangte, zu denen er grundsätzlich bereit war. So akzeptierte Zelenskyj als Bedingung die Aufnahme von Gesprächen mit den Separatisten und erklärte sich ursprünglich mit der Durchführung von Wahlen im Donbass einverstanden. Doch letztlich scheiterten die Verhandlungen. Und das nicht nur an Detailfragen, sondern auch daran, dass Putin auf weitergehende Zugeständnisse drängte, zu denen Zelenskyj nicht bereit war. Dennoch waren die Verhandlungen nicht gänzlich ergebnislos. Sie erbachten einen mehrmonatigen, wenngleich brüchigen Waffenstillstand sowie einen Gefangenenaustausch. Doch das ändert nichts daran, dass Zelenskyj sein eigentliches Ziel verfehlte. Nach den gescheiterten Verhandlungen herrscht nunmehr eine für beide Seiten unbefriedigende Pattsituation. Und die Zustimmung zur Politik des ukrainischen Präsidenten schwindet in der Bevölkerung.

All das mag Zelenskyj zu einem deutlichen Kurswechsel bewogen haben. Er entschloss sich zu einer für seine Anhänger wie für seine Gegner völlig überraschenden Aktion, indem er den prorussischen Kräften die Fernsehrechte entzog und damit ihre Kanäle zum Schweigen brachte. Außerdem verhängte er über einige Politiker der „Oppositionellen Plattform“, unter ihnen auch Wiktor Medwedtschuk, Sanktionen. Ihm wurde vorgeworfen durch seine Geschäfte mit dem Donbass die Separatisten zu un-

terstützen, womit der Tatbestand des Terrorismus erfüllt sei.

Dieser Schlag gegen die prorussischen Kräfte richtet sich zugleich gegen Russland und trägt damit zu einer Verschärfung des russisch-ukrainischen Konflikts bei.

Annäherung an die USA

Zelenskyjs Entmachtung der prorussischen Kräfte erfolgt kaum zufällig nach dem Wechsel in der Präsidentschaft der USA. Sie ist ein Signal an die neue amerikanische Administration, dass sich die Führung der Ukraine dem Einfluss Russlands widersetzt, den Kampf gegen die mächtigen Oligarchen nicht scheut und sich für die Zugehörigkeit ihres Landes zum Westen entschieden hat, von dem man allerdings im Konflikt mit Russland auch eine tatkräftige Hilfe erwartet.

In diesem Zusammenhang spielt auch eine Rolle, dass Donald Trump seinerzeit versucht hat, den ukrainischen Präsidenten zu erpressen, indem er die Freigabe einer Militärhilfe davon abhängig machen wollte, dass Zelenskyj gegen Bidens Sohn, der in der Ukraine Geschäftsbeziehungen unterhielt, wegen eines Korruptionsverdachts ermitteln ließ, um seinen Herausforderer um das Präsidentenamt auf diese Weise zu diskreditieren. Zelenskyj kam diesem amoralischen Ansinnen zwar direkt nicht nach, verhielt sich aber in der Sache recht zweideutig. Nun galt es, den angerichteten Schaden wieder gut zu machen und Präsident Biden zufriedenzustellen, der im Übrigen gegen führende, mit Zelenskyj ursprünglich eng verbundene ukrainische Persönlichkeiten, die in dieser Affäre verwickelt waren, Sanktionen verhängte, die von Zelenskyj, der Biden eine völlige Entmachtung der Oligarchen zugesagt hat, unterstützt werden.

Auf diese Weise schaffte Präsident Zelenskyj für den Besuch des amerikanischen Außenministers Antony Blinken, der Anfang Mai in Kiew stattfand, eine günstige Atmosphäre und erhielt denn auch die Zusage einer umfangreichen Militärhilfe.

Wie groß ist die Kriegsgefahr?

Angesichts der militärischen Macht demonstrationen Russlands ist die Frage nach einer möglichen Kriegsgefahr durch-

aus berechtigt. Einer Antwort kommt man näher, wenn man danach fragt, was Wladimir Putin zu einer militärischen Intervention veranlassen könnte. Das wäre beispielsweise die prekäre Wasserversorgung der Krim. 2020 war die Situation bereits so kritisch, dass in manchen Ortschaften die Wasserhähne die meiste Zeit des Tages trocken blieben. Grund war nicht allein die Trockenheit des Sommers, sondern der niedrige Wasserstand des Kanals, der vor ihrer Annexion zu 85% die Wasserversorgung der Krim gesichert hat. Doch dazu bedurfte es eines Zuflusses vom ukrainischen Festland aus, der auf Veranlassung der ukrainischen Regierung nach dem Verlust der Krim gesperrt wurde.

Die Sicherung der Wasserversorgung für die Krim könnte somit für Putin ein Kriegsgrund sein. Denkbar wäre ein Vorstoß russischer Truppen vom Donbass aus bis zum Asowschen Meer und zur Schwarzmeerküste, unterstützt durch die Landung eines Truppenkontinents vom Meer aus.

Doch wie wahrscheinlich ist ein solches Szenarium? Und was muss geschehen, um es zu verhindern?

Die Annexion der Krim vor sieben Jahren, bei der kein einziger Schuss fiel, zeigt, dass Putin zu einer militärischen Aktion bereit ist, wenn sie nur kurz währt und ihr Preis an Opfern gering ist. Was ihm 2014 gelang, wird sich allerdings nicht wiederholen. Inzwischen ist die ukrainische Armee, vor allem aufgrund massiver amerikanischer Militärhilfe, auf ein solches Szenarium gut vorbereitet. Auch wenn sie trotz allem der russischen Übermacht unterlegen ist, so kann sie doch durch ihren Widerstand die Kosten eines solchen militärischen Abenteuers in die Höhe treiben und eine schnelle Erreichung der militärischen Ziele verhindern.

Natürlich ist wegen der aktuellen Bedrohungslage auch die internationale Diplomatie gefordert. Mitte April gab es in Paris zwischen Deutschland und Frankreich entsprechende Ukrainegespräche mit der Forderung an Russland, seine Truppen unverzüglich wieder abzuziehen. Präsident Selenskyj sprach sich für eine Wiederbelebung des Normandie Formats aus, also für Gespräche zwischen Deutschland, Frankreich und der Russischen Föderation, die allerdings bislang keinen Durchbruch ge-

bracht haben. Zudem bekräftigte er seine Forderung nach Aufnahme seines Landes in die EU und in die NATO. Das wird jedoch, wenn überhaupt, in naher Zukunft nicht erfolgen. Unabhängig davon gilt: Die NATO und vor allem die USA müssen Putin glaubhaft vor Augen führen, welches Risiko Russland mit einem solchen Szenarium eingehen und welche Konsequenzen dies nach sich ziehen werde.

Die Rolle Polens

Bereits Jahre vor dem Zerfall der Sowjetunion gab es in der antikommunistischen polnischen Opposition eine durch die Pariser „Kultura“ angeregte Debatte zum polnisch-ukrainischen Verhältnis. Vereinfacht lautet die These: Polen hat ein sicherheitspolitisches Interesse an einer unabhängigen Ukraine, um nicht unmittelbar an Russland zu grenzen, von wo aufgrund geschichtlicher Erfahrungen eine potentielle Gefahr ausgeht. Gegenüber dieser Staatsräson muss der geschichtspolitische Konflikt mit der Ukraine um die von ukrainischen Nationalisten zu Tausenden während der Zwischenkriegszeit und des Zweiten Weltkriegs ermordeter Ostpolen zurückstehen. So war denn auch Polen der erste Staat, der 1991 die Unabhängigkeit der Ukraine anerkannt hat. Zudem waren die liberal-konservativen polnischen Regierungen in der Folgezeit um eine Bewältigung der wechselseitigen historischen Belastungen im Geiste der Versöhnung bemüht.

Diese Grundeinstellung der Ukraine gegenüber zahlte sich für Polen international aus. In der 2004 durch die Orangene Revolution bedingten innenpolitischen Krise der Ukraine war es der polnische Staatspräsident Aleksander Kwaśniewski, der im Auftrag der Europäischen Union in Kiew zwischen den Fronten vermittelte. 10 Jahre später, in Zusammenhang mit der Annexion der Krim und dem Krieg in der Ostukraine, fungierte der polnische Außenminister Radosław Sikorski als Berater seiner deutschen und französischen Amtskollegen, ohne dass allerdings Polen als Mitglied in das sogenannte Normandie Format aufgenommen wurde, das sich seitdem, wenn gleich mit mäßigem Erfolg, um eine Lösung des ukrainisch-russischen Konflikts bemüht.

Mit der Übernahme der Regierungsverantwortung durch die Vereinigte Rechte im Herbst 2015 wurde die Ukrainepolitik der Vorgängerregierungen nicht fortgesetzt. Geschichtspolitische Reminiszenzen gewannen wieder die Oberhand und führten zu neuen Belastungen des polnisch-ukrainischen Verhältnisses. Die politische Formation, die in den Jahren zuvor ihre Verantwortung gegenüber der Ukraine wahrgenommen hat, drückt nun die Oppositionsbänke und ist außenpolitisch einflusslos. Bezeichnend ist, dass sie angesichts des russischen Truppenaufmarsches im April von Staatspräsident Andrzej Duda die Einberufung des Nationalen Sicherheitsrates forderte und nicht einmal einer Antwort gewürdigt wurde. Zwar weilte der polnische Außenminister Zbigniew Rau zu einem „außerordentlichen, dringenden Besuch“ in Kiew, allerdings ohne erkennbare Konsequenzen in einsamer Mission, die international auch nicht sonderlich wahrgenommen wurde.

Polen ist im Kontext des russisch-ukrainischen Konflikts derzeit nicht gefragt. Joe Biden und Antony Blinken nahmen zwar per Video an der Bukarester Konferenz der neun Staaten, darunter Polen, teil, die die Ostflanke der NATO bilden, doch eine Polenreise steht nicht auf dem Programm des amerikanischen Präsidenten. Joe Biden meidet Warschau, das mit Donald Trump sympathisierte und permanent die für die Demokratie grundlegenden rechtstaatlichen Prinzipien verletzt. Am russisch-ukrainischen Konflikt wird damit deutlich, wie schwach Polens Position unter der rechten Regierung innerhalb der EU und der NATO ist.

Der Konflikt um Nord Stream 2

In einem gewissen Sinn ist auch die Bundesrepublik durch die von Gerhard Schröder unmittelbar nach seiner verlorenen Bundestagswahl mit initiierte Ostsee-pipeline in den russisch-ukrainischen Konflikt involviert. Sie wurde gegen den Widerstand der Ukraine, der EU-Kommission, des EU-Parlaments, des Europäischen Rats sowie der amerikanischen Administration fertiggestellt.

Nicht nur die ukrainische Regierung sieht in ihrem Bau ein mögliches Element russischer Erpressung. Sie befürchtet, und das

durchaus zu Recht, dass mit der Gaslieferung durch die Röhren von Nord Stream 2 der bisherige Transfer durch die Ukraine hinfällig wird und in ihrem Haushalt die jährlichen Transferleistungen in Höhe von 1,8 Milliarden € fehlen werden. Der jetzige Vertrag mit Russland läuft 2024 aus. Warum sollte ihn Putin erneuern, wenn die Gasversorgung der Bundesrepublik und anderer westlicher Staaten allein durch die Ostsee-pipeline gewährleistet ist?

Die Bundesregierung ist hier gegenüber der Ukraine in der Pflicht. Das hat der ukrainische Präsident Selenskyj bei seinem Berlinbesuch sowie beim Treffen mit Angela Merkel am 22. Oktober 2021 in Kiew sehr deutlich zu verstehen gegeben. Und die geschäftsführende Bundeskanzlerin versprach der Ukraine in einem Gasstreit mit Russland volle Unterstützung. In Absprache mit den USA sind für den Fall, dass Russland Nord Stream 2 als politische Waffe benutzt, Sanktionen geplant. Und man wolle in Verhandlungen mit Putin erreichen, dass der 2024 auslaufende Vertrag verlängert wird. Sollte dies nicht gelingen, dann wäre die Ampelkoalition der neuen Bundesregierung genötigt, der Ukraine auf andere Weise zu helfen, etwa durch eine Finanzhilfe zum Ausbau der Infrastruktur oder zum Klimaschutz. Angesichts der mit Nord Stream 2 verbundenen politischen Probleme wäre es wohl besser gewesen, auf dieses Projekt zu verzichten.

Theo Mechtenberg

Unzufriedenheit unter reformwilligen polnischen Katholiken

Angesichts der Krise ihrer Kirche machen sich unter reformwilligen polnischen Katholiken Unzufriedenheit und Ungeduld breit. Gleich drei in kurzer Folge im Krakauer „Tygodnik Powszechny“ erschienene Beiträge bringen diese Stimmungslage mit

deutlicher Kritik an der Amtsausübung der Bischöfe zum Ausdruck.

„Es ist nichts passiert.“ Mit diesem, die Einstellung der Bischöfe zur gegenwärtigen Krise signalisierenden Satz leitet der eher konservative Publizist Tomasz T. Terlikowski seinen Beitrag ein.¹ Passiert ist dagegen allerhand. Neun Bischöfe wurden, wenngleich in einer eher milden Form, durch die römische Kurie verurteilt. Mit Ausnahme des emeritierten und inzwischen verstorbenen Breslauer Kardinals Henryk Gulbinowicz, der sich an einem Minderjährigen sexuell vergangen hatte, wurden diese Bischöfe der Vertuschung klerikaler Missbrauchsfälle für schuldig befunden. Und es handelt sich z. T. um sehr einflussreiche Hierarchen. Der Danziger Metropolit Sławoj Leszek Głódź war jahrelang mit hohem militärischem Rang Ordinarius der Militärseelsorge. Er spielte in den Beziehungen zwischen Staat und Kirche eine herausragende Rolle. Seine kuriale Verurteilung war vom Kirchenvolk gefordert und lange erwartet worden, doch die Kurie wartete mit ihrem Urteil seine Emeritierung ab. Erzbischof Wiktor Skworec bekleidete als Mitglied des Ständigen Rats und Vorsitzender der Pastoralkommission bedeutende Ämter innerhalb des Episkopats. Und Bischof Tadeusz Rakoczy war vor seiner Bischofsernennung in der polnischen Sektion des Vatikans tätig. In dieser Funktion konnte er Einfluss auf die Personalpolitik der polnischen Kirche nehmen und ist damit nicht anders wie Głódź und Skworec bestens vernetzt.

Terlikowski sieht in dieser Vernetzung einen der Gründe, warum angesichts der offensichtlichen kirchlichen Krise so getan wird, als sei nichts Besonderes passiert. Er verweist darauf, dass auch die Rolle noch nicht aufgeklärt ist, die in diesem Netzwerk der Warschauer Nuntius Kowalczyk und Kardinal Dziwisz als Sekretär Johannes Pauls II. sowie als Krakauer Metropolit spielten.

Wie sehr ein solches Netzwerk die Aufdeckung kirchlicher Skandale behindert, das zeigt der 20 Jahre zurückliegende Fall des Posener Metropoliten Juliusz Päetz. Er hatte sich zwar nicht an Minderjährigen ver-

gangen, wohl aber Theologiestudenten seines Priesterseminars zu sexuellen Handlungen genötigt. Doch aus Angst vor Sanktionen war zunächst niemand bereit, sich der Sache anzunehmen. Schließlich war es Professor Tomasz Węcławski, der gegen enorme Widerstände des kirchlichen Netzwerks die Initiative ergriff und unter Umgehung des kirchlichen Dienstweges erreichte, dass Johannes Paul II. von den Skandalen Kenntnis erhielt. Päetz musste von seinem Amt zurücktreten, trat aber bis zu seinem Tod immer wieder im vollen Ornat bei kirchlichen Feierlichkeiten in Erscheinung.

Anders Prof. Węcławski. Er galt wegen seiner Initiative in den vom kirchlichen Netzwerk bestimmten Kreisen *als persona non grata*, wurde als Dekan der Posener Universität abgelöst, verlor seine Mitgliedschaft in der vatikanischen Theologienkommission und war auch sonst Anfeindungen ausgesetzt. Seine schmerzlichen Erfahrungen mit dem kirchlichen System führten am Ende dazu, dass er sein Priesteramt aufgab, aus der katholischen Kirche austrat und seinen Namen änderte.

Die Praxis einer falsch verstandenen Solidarität, mit der schuldig gewordene Bischöfe von ihren Amtsbrüdern geschützt, um Aufklärung bemühte Geistliche dagegen sanktioniert werden, führt dazu, dass der kirchliche Krisenzustand ignoriert und Reformbemühungen bereits im Ansatz unmöglich gemacht werden.

Dass diese Problematik überhaupt öffentlich gemacht und reflektiert wird, ist den regierungsfreien Medien wie der „Gazeta Wyborcza“ und den Filmen der Brüder Sikielski sowie den kirchlich unabhängigen katholischen Zeitschriften „Tygodnik Powszechny“ und „Więź“ zu verdanken. Doch sie gelten ihren erkonservativen Gegnern als Medien, die gegen die Kirche Hass streuen.

Verschleierung durch kuriale Sprache

Dass von einem Krisenbewusstsein bei den meisten polnischen Hierarchen keine Rede sein kann, das verdeutlicht Terlikowski an der Sprache, mit der die Verurteilung der wegen Vertuschung von klerikalen Missbrauchsfällen für schuldig befundene Bi-

¹ Tomasz T. Terlikowski, Trzęsienie ziemi w kawałkach (Erbeben in Scheibchen), Tygodnik Powszechny v. 25. 07. 2021, S. 32-35.

schöfe bekannt gemacht wird. So ist etwa in den Erzbischof Skworc betreffenden kuralen Verlautbarungen von „Situationen sexuellen Missbrauchs von Minderjährigen“ die Rede, Situationen, in denen es „zu Versäumnissen kam“.

Klartext ist das nicht. Terlikowski kommentiert: „Was die persönliche Rolle des Erzbischofs ist, was seine Versäumnisse sind, darüber kein Wort. Die unpersönliche Form ‚es kam dazu‘ erlaubt die Vermutung, dass sich der Erzbischof nicht persönlich verantwortlich fühlt. ‚Es passierte halt‘.“ Und dass die Missbrauchsfälle nicht durch die Bischöfe selbst ans Tageslicht gebracht, sondern durch den äußeren Druck kirchlich unabhängiger Medien bekannt wurden, das wird in den Verlautbarungen gleichfalls verschwiegen.

Terlikowskis Fazit: „Die unpersönliche Form, bar der Erkenntnis eigener Verantwortung für die Leiden konkreter Menschen, zeigt, dass vielen polnischen Bischöfen das Bewusstsein fehlt, welche Aufgaben als Hirten vor ihnen stehen.“

Ohne Reform des Bischofsamtes kein Weg aus der Krise

Der Jesuit und Psychotherapeut Jacek Prusak zieht aus den klerikalen Missbrauchsfällen und ihrer bischöflichen Vertuschung die zwingende Konsequenz einer Reform des Bischofsamtes. Seine These begründet er einleitend am Beispiel von Kardinal Stanisław Dziwisz, der als Sekretär Johannes Pauls II. und Krakauer Metropolit als der wohl einflussreichste zeitgenössische polnische Kirchenvertreter gelten kann.

Der Beitrag von Prusak trägt die Überschrift „Dämonen des Kardinals Dziwisz“². Erschienen ist er während der Zeit der Untersuchung der von Kardinal Bagbosco geführten vatikanischen Kommission zur Klärung der gegen Kardinal Dziwisz erhobenen Vorwürfe. Offenbar erwartete Prusak eine Verurteilung des Kardinals, denn er verweist darauf, dass man es im Falle der Krakauer Erzdiözese mit Opfern zu tun hat, die sich vergeblich an ihn um Hilfe wandten. Im Übrigen sei dieses Versäumnis durch den Priester Isakowicz-Zakeski beglaubigt. „Das ist zu viel, um die Angele-

genheit als marginal oder einzig und allein als Frucht medialer Hetzjagd betrachten zu können.“ Im Übrigen habe Isakowicz Zaleski wissen lassen, dass er nicht nur über die Dinge befragt worden sei, die er längst bekannt gemacht habe, sondern auch nach „Fäden, über die er sich öffentlich nicht äußere.“ Damit dürfte die Vernetzung gemeint sein, die Prusak auch kurz anspricht, und der sich Kardinal Dziwisz aufgrund seiner herausgehobenen Position in besonderer Weise erfreuen dürfte. Vermutlich war sie letztlich dafür ausschlaggebend, dass Dziwisz trotz der Untersuchung von aller Schuld frei gesprochen wurde. Allerdings sind dadurch die Vorwürfe als solche nicht aus der Welt geschafft, und der „Fall Dziwisz“ entpuppt sich am Ende als ein Paradebeispiel für die Dringlichkeit einer Reform des Bischofsamtes.

Prusak nimmt in diesem Kontext auch Bezug auf die Rolle des 1989 durch Johannes Paul II. zum Warschauer Nuntius ernannten Erzbischof Józef Kowalczyk, der bis 2010 diese Funktion innehatte. Weil sämtliche polnische Ordinarien Kowalczyk bekannt waren, fiel es leicht, unliebsame Dinge zu blockieren. „Schmutz darf nicht aus dem polnischen Haus hinausgetragen werden. Es bedurfte schon eines großen Mutes, den eigenen Ordinarius beim Nuntius anzuzeigen. Solche Anschuldigungen wurden sorgfältig zur Kenntnis genommen, und niemals blieben sie für den Kläger ohne Konsequenzen.“

Prusak blieb selbst von dieser Strategie der Unterdrückung all dessen, was das Bild der Kirche verdunkelt, nicht verschont. Als er 2004 im „Tygodnik Powszechny“ die Untersuchungsergebnisse seines dreijährigen Amerikaaufenthaltes veröffentlichte, wonach die Mehrheit der dortigen Priester sexuell unreif und das Problem klerikaler Pädophilie keineswegs marginal sei, zeigte sich Dziwisz über seine Publikation beunruhigt. Er fürchtete, das Problem könne damit in der polnischen Kirche „entfacht“ werden, und zog Erkundigungen über Prusak ein.

Ein Staat im Staate?

Kardinal Dziwisz sagte einmal von sich: „In meinem ganzen Leben übergab ich keinen einzigen Priester an die Staatsanwaltschaft. Denn was würden andere Priester dazu sa-

² Jacek Prusak, *Demony kardynala Dziwisza*, ebd. v.11. 07. 2021. S. 32-35.

gen?“ Hier zeigt sich das besondere Verhältnis zwischen Priester und Bischof, das in der Priesterweihe dadurch grundgelegt wird, dass der Neupriester dem Bischof Gehorsam verspricht und dieser die Vater-schaft über ihn annimmt. Entsprechend dieser Konstellation verweigert der polnische Episkopat die Unterstützung bei der Untersuchung klerikaler Missbrauchsfälle durch eine unabhängige Kommission. So ist er nicht bereit, der von der PiS-Regierung berufenen, als durchaus kirchenfreundlich geltenden staatlichen Kommission die klerikale Missbrauchsfälle betreffenden Akten zur Verfügung zu stellen. Die ohnehin kirchenkritisch eingestellte Öffentlichkeit fragt „erbittert, ob die Kirche außerhalb des Gesetzes bzw. über dem Gesetz steht.“

Plädoyer für eine synodale Kirche

Prusak hält nach all dem Gesagten das Modell, nach dem die Kirche funktioniert, für „krank“. Die gegenwärtige Krise zeige, dass sich der Episkopat in der bisherigen Gestalt überlebt hat. „Versuche, schlechte Bischöfe gegen gute auszutauschen, genügen nicht.“ Prusak plädiert für eine tiefgreifende Reform, wobei er weiß, dass das bisherige Modell höchst schwierig zu verändern ist. „Wir erleben, auf welchen Widerstand Franziskus stößt, die römische Kurie zu reformieren. [...] So kann man sich vorstellen, auf welchen Widerstand wir treffen bei dem Bemühen, den Weltepiskopat zu reformieren. Franziskus versucht es dennoch – und sieht in der Synodalität die Alternative zum Klerikalismus.“

Doch welche Art von Synodalität braucht es, um die Kirchenkrise zu überwinden? Nicht eine auf die Bischofsebene begrenzte Synodalität, sondern „eine Bewegung von unten, beginnend mit den Laien. Eine prophetische Vision. Doch sie prallt auf zweitausend Jahre einer Gestaltung der hierarchischen Struktur der Kirche, auf die wir vor einer noch nicht langen Zeit so stolz waren.“ Eine Vision also, die wenig Hoffnung auf Erfüllung lässt.

Die Laien – ein bloßer Kirchenschwanz?⁵

Der Publizist Józef Majewski wählt als Ausgangspunkt seiner Überlegungen eine vom Posener Metropoliten Stanisław Gądecki, dem Vorsitzenden der Bischofskonferenz, bei der Amtseinführung eines Bischofs mehrfach benutzte Passage „Es geziemt sich nicht, dass Du, ein Bischof, der Du der Kopf bist, zum Verderben auf den Schwanz hörst, das heißt auf den rebellischen Weltmenschen, denn Du sollst allein auf Gott hören. Du sollst die Untergebenen regieren und nicht ihrer Macht unterliegen. Im Einklang mit der durch die Geburt gegebenen Ordnung bestimmt nicht der Sohn über den Vater, der Schüler nicht über den Lehrer, der Soldat nicht über den König und auch nicht der Laie über den Bischof.“

Der Text entstammt den „Apostolischen Konstitutionen“, einem Apokryph aus dem IV. Jahrhundert, das zu keiner Zeit kirchlich anerkannt war. Dass sich Erzbischof Gądecki bei Amtseinführungen von Bischöfen auf diesen zweifelhaften Text beruft, kommentiert Majewski mit völligem Unverständnis. Mehr noch: Dieser Text erlebe durch den Vorsitzenden der Bischofskonferenz nicht nur seine Auferstehung, nein, er gilt als Schlüssel zum Verständnis der Berufung eines Bischofs und der Rolle der Laien in der Kirche. [...] Und das zu einer Zeit, in der auf skandalöse Weise Bischöfe die Tragödie der Leiden von Kindern ignorieren, die ihnen durch pädophile Verbrechen mancher Priester zugefügt wurden.“

Die Bedeutung der Laien

Gądecki verstößt mit seiner Aussage gegen die Ekklesiologie des Zweiten Vatikanums sowie gegen die Lehrmeinung der letzten Päpste. Als Beleg zitiert Majewski Sätze aus dem Apostolischen Schreiben von Papst Franziskus „*Evangelii gaudium*“: „Die Laien sind schlicht die riesige Mehrheit des Gottesvolkes. In ihrem Dienst steht eine Minderheit: die geweihten Amtsträger. Das Bewusstsein der Identität und des Auftrags der Laien in der Kirche ist gewachsen. Wir verfügen über ein zahlenmäßig starkes, wenn auch nicht ausreichendes Laientum

⁵ Józef Majewski, *Ogon Kosciola i jego glowa* (Der Schwanz der Kirche und ihr Kopf), ebd., S. 32-35.

mit einem verwurzelten Gemeinschaftssinn und einer großen Treue zum Einsatz in der Nächstenliebe, der Katechese, der Feier des Glaubens. Doch die Bewusstwerdung der Verantwortung der Laien, die aus der Taufe und der Firmung hervorgeht, zeigt sich nicht überall in gleicher Weise. In einigen Fällen, weil sie nicht ausgebildet sind, um wichtige Verantwortungen zu übernehmen, in anderen Fällen, weil sie in ihren Teilkirchen aufgrund eines übertriebenen Klerikalismus, der sie nicht in die Entscheidungen einbezieht, keinen Raum gefunden haben, um sich ausdrücken und handeln zu können.“ (Nr. 102)

Zur Verschärfung seiner Kritik an der Amtsführung der Bischöfe verweist Majewski auf den Stellenwert der Kinder in der Verkündigung Jesu (Mt 19, 13-15) sowie darauf, welches Gericht denen droht, die sich an ihnen vergehen (Mt 18, 1-10). Aufgrund der klerikalen Missbrauchsfälle und ihrer bischöflichen Vertuschung habe „die Krise der Kirche ihren Tiefpunkt erreicht.“ Die Krise, die Priester und Bischöfe heraufbeschworen haben, sei von ihnen unmöglich zu bewältigen.

Der Ruf nach Demokratisierung

Wenn nicht durch Hierarchie und Klerus, wie ist dann die kirchliche Krise zu bewältigen? Durch eine tiefgreifende Strukturreform. Das bisherige pyramidenhafte, vertikale Kirchenverständnis muss durch ein Modell flacher Hierarchien ersetzt werden. Majewski beruft sich auf den jungen Ratzinger und das Buch „Demokratie in der Kirche. Grenzen und Möglichkeiten“, in dem der spätere Papst gemeinsam mit Hans Meier – im Rückgriff auf Cyprian – das Zusammenspiel von Bischöfen, Presbytern und Laien als „klassisches Modell kirchlicher Demokratie“ bezeichnet, eine ‚Demokratie‘, die sich „aus der inneren Struktur kirchlicher Ordnung“ und nicht aus der Übernahme weltlicher Formen ergibt.

Aber führt diese Abgrenzung zu weltlichen Formen nicht zu einer Verwässerung des Demokratiebegriffs? Wenn sinnvoll von Demokratie in der Kirche gesprochen werden soll, dann muss auch für die Kirche die Gewaltenteilung als zentrales Element jeglicher Demokratie gelten. Doch bislang entzieht sich die bischöfliche Gewalt jeglicher Kontrolle. „Im Grunde verfügt jeder Ordi-

narius über eine uneingeschränkte Macht, indem er in seinen Händen die gesamte gesetzgebende, richterliche und ausführende Gewalt hält.“ Ohne Gewaltenteilung kein Ausweg aus der Krise! Und ohne Laien keine Gewaltenteilung. Vorbild ist für Majewski der „Synodale Weg“ der deutschen Kirche, wobei er vermutet, „dass die getroffenen Beschlüsse, die sich, radikal und bahnbrechend, für viele als unannehmbar herausstellen, einer kritischen Konsultation und Akzeptanz durch die höchste kirchliche Institution, durch ein allgemeines Konzil, bedürfen.“ Angesichts der Dringlichkeit der Reformen ein höchst unsicherer, zu langer Weg.

Michael R. Will

Transsexuelle und Religion.

Eine vergleichende Skizze, bearbeitet von Rudolf Uertz

III. Teil: Einige positionen im Christentum¹

Ein frühes, erstaunlich positives Echo seitens der christlichen Kirchen ermittelte gegen Ende der sechziger Jahre die amerikanische Tageszeitung „Baltimore Sun“: Denn von dreizehn befragten Geistlichen verschiedener Konfessionen in der Region heißt es, sie hätten verständnisvoller reagiert als viele Ärzte. Und obwohl der Vertreter der katholischen Kirche als einziger keinen Kommentar abgeben wollte, sei nicht verborgen geblieben, dass einem Katholiken die Operation gestattet und anschließend ein neues Taufzeugnis ausgestellt worden sei. Diese Idylle der Jahre

¹ Vgl. I. Teil: Einige Positionen im Islam (imprimatur 2-2021); II. Teil: Einige Positionen im Judentum (imprimatur 3-2021).

1968 bis 1970 hat nicht lange vorgehalten, weder bei der katholischen Kirche noch bei den anderen Kirchen.

Katholische Kirche

Die römisch-katholische Kirche wird hier den breitesten Raum einnehmen. Neben den uralten klassischen Diskursen über Hermaphroditen beginnen schon gleich nach dem II. Weltkrieg einzelne Autoren über die medizinisch brandneue Möglichkeit eines Geschlechtswechsels nachzudenken. In dem bei Herder in Wien erschienenen sechsbändigen „Handbuch der speziellen Pastoralmedizin“ (1951) findet sich nach längeren Ausführungen zur „Geschlechtsumwandlung“ i.e.S. die erste Bewertung eines Arztes, welche an Klarheit nichts zu wünschen lässt: „Weder für die Entfernung der männlichen Organe noch für die Bildung einer Vagina artificialis, noch für die Einpflanzung der Ovarien einer Frau gibt es in einem solchen Falle auch nur die geringste Rechtfertigung, weder vom biologischen, noch vom generativ-hygienischen, noch vom sittlichen Standpunkt.“

Ein Jahrzehnt vergeht, ehe man Sporadisches in Italien und Frankreich findet. Während für einen italienischen Autor die neue post-operative Ehe, nach weltlicher Scheidung der alten Ehe, ungültig, die Priesterweihe aber gültig bliebe, erwägt ein anderer mutig eine Auflösung des voroperativ gültigen Ehebandes *ex nunc*.

Soviel zur grauen Vorzeit. Will man verstehen, was daran anschließend in den vergangenen viereinhalb Jahrzehnten geschah, so muss man sich vor allem dieses in Erinnerung rufen: Anders als Muslime und Juden sind die Katholiken hierarchisch organisiert. Gibt es ein Problem, so fragt der Gläubige seinen Pfarrer, der wiederum fragt den zuständigen Ortsbischof, und dieser fragt den Papst in Rom. Auf diese Weise landen die Probleme aller Welt in der römischen Zentrale. Notwendige Entscheidungen werden gegebenenfalls sehr rasch gefällt, aber ungern an die große Glocke gehängt. Bis dann eines Tages die Würfel fallen. Endgültig, generell. Das Ergebnis mag unerfreulich und umstritten sein, es ist aber zunächst einmal und für lange Zeit allseits verbindlich. So auch hier.

Dass die Vorarbeiten, die weit zurückreichen, überwiegend aus den USA stammen, die medizinisch vorangeeilt sind, und aus Rom, das darauf theologisch zu reagieren hatte, verwundert nicht. Die erste grundlegende Reflexion zur Heirat transsexueller Personen („Transsexuals and the Nullity of Marriage“) hat der amerikanische Kanonist *James J. Graham* als Doktorarbeit 1979 an der Päpstlichen Universität Gregoriana in Rom vorgelegt. Sein Doktorvater, spanischer Jesuit und Rektor der Gregoriana 1980, ist dann nach seiner Emeritierung 1979 mit einer die gesamte Problematik umfassenden Abhandlung in lateinischer Sprache hervorgetreten. Zweifellos hat die in den Jahren nach 2000 bis 2003 erfolgte Weichenstellung die Arbeit der Kurie vorgespurt. Medizinische Gewissheit holte sich die Glaubenskongregation wieder bei einem Amerikaner – jenem Psychiater, welcher vor langen Jahren der seit 1965 funktionierenden Gender Identity Clinic der Johns-Hopkins-Universität in Baltimore den Todesstoß versetzt hatte.

Dank solcher Strukturen und Methoden kennt man heute, anders als bei anderen – auch christlichen – Religionen, sehr genau den Standpunkt der römisch-katholischen Kirche zur Zulässigkeit der medizinischen Eingriffe einer Heirat vor oder nach der Operation und zu weiteren Problemen.

Zulässigkeit der medizinischen Eingriffe

Das erste, was bei der Durchsicht der umfangreichen katholischen Literatur einem muslimischen oder jüdischen Gelehrten methodisch ins Auge stechen müsste, ist das Fehlen jeglichen Bezugs auf die Bibel (Lev 22,24; Dtn 22,5 und 23,1); man argumentiert rein moraltheologisch. Ferner mag es in der Sache wundernehmen, dass die Zulässigkeit der medizinischen Eingriffe bei weitem nicht so vordringlich und ausdrücklich diskutiert wird, wie die Gültigkeit einer eventuellen Eheschließung.

Ganz zu Anfang gibt es überhaupt keine Diskussion: Alle Versuche, durch Operationen einen Geschlechtswechsel zu bewirken, werden als moralisch unzulässig verworfen, allenfalls gestützt aufs rein Biologisch-Somatische, dass man nämlich einen gottgeschenkten gesunden Leib nicht mutwillig verkrüppeln, d.h. der funktionsfähigen Ge-

schlechtsorgane nicht berauben und durch hormonale Umsteuerung nicht vergewaltigen dürfe.

In der nächsten Phase, als sich die Entdeckung der psychischen und sozialen Aspekte der Sexualität allmählich herumgesprochen hatte und nun der Umschlag zu einer Überbewertung des Psychischen (das „gefühlte“ Geschlecht), das also alleinige Richtschnur für Operationswünsche zu werden drohte, da begann man entlang den Prinzipien von „totalitas“ oder auch „totalitas et integritas“ zu diskutieren. Unter derselben Flagge einer notwendigen Gesamtbeachtung von Leib und Seele (Prinzip der Gesamtheit und Integrität, auch „therapeutisches Prinzip“) haben andere sich gefragt: Aber wie? Wenn nach allen nur möglichen gründlichen Abklärungen sämtliche Fachleute einhellig die Überzeugung gewinnen, dass solche Operationen der einzige Weg sind, um einen Patienten aus einem sein Überleben gefährdenden permanenten Zustand tiefster Verzweiflung zu erlösen – wie kann jemand dann immer noch behaupten, ein solcher Eingriff sei absolut verboten?

Im Amtsblatt des Heiligen Stuhls, wo die legitimierenden Kriterien abgedruckt und nachzulesen seien, hat sich Papst Pius XII. (+1958) einst geäußert, nicht speziell zur Geschlechtsanpassung, aber allgemein zur Amputation eines gesunden Organs, und zwar in einer Ansprache vor Urologen 1953 sowie vor Plastischen Chirurgen 1958, diesmal bezogen auf Defekte des Gesichts oder anderer Körperteile.

Obwohl sich gegen diese vorsichtige Öffnung, die an das Schlupfloch des Rabbiners *Freehof* etwa ein Jahrzehnt zuvor erinnert, um die Mitte der achtziger Jahre noch einmal gewichtige Stimmen aufzubauen, scheint sie sich durchzusetzen und der Vatikan ihr nolens volens mehr oder minder zu folgen. Denn in einem Geheimen Dokument der *Glaubenskongregation*, vom Jahre 2000, das im Januar 2003 irgendwie doch an die Öffentlichkeit gelangte – ergangen „nach jahrelangem Studium“ –, wurde der gesamte Zusammenhang der Geschlechtsumwandlung rein deskriptiv behandelt. Und zieht man ein 2004 erschienenes Dokument der Päpstlichen Internationalen Theologenkommission („Die menschliche Person – geschaffen nach dem Bilde Gottes“) mit einem weit ausgreifen-

den Kapitel zur „Verantwortung für die biologische Integrität des Menschen“ zu Rate, so scheint die Öffnung eher winzig klein: Denn „bei der Anwendung des Prinzips der Ganzheit und Integrität sind die folgenden Bedingungen zu berücksichtigen: 1. Es muss sich um einen Eingriff in den Körperteil handeln, der von der lebensbedrohlichen Situation entweder betroffen oder deren direkte Ursache ist; 2. Es darf keine Alternativen für die Erhaltung des Lebens geben; 3. Es gibt eine angemessene Erfolgchance im Vergleich zu den Nachteilen (...).“ In diesem Sinne argumentiert auch das Resümee eines vatikanischen Insiders vom Dezember 2007 (*Maurizio Faggioni: Il transsessualismo*).

Wechselt man vom schwankenden Terrain katholischer Morallehre auf den festen Boden des katholischen Kirchenrechts, so schwillt die ohnehin umfängliche Literatur noch einmal merkwürdig an; denn die Antworten sind theoretisch um so vieles einfacher: am einfachsten für die Heirat *nach* der Operation, aber auch nicht besonders schwierig für die Heirat *vor* der Operation.

Heirat nach der Operation

Concinelle, 1958 operiert, hat im März 1962 nach den drei Sakramenten Taufe, (Erst-)Kommunion und Firmung das vierte Sakrament: die Ehe begehrt und empfangen. Nach dem Kirchenrecht sowohl des CIC von 1917 wie auch dem neuen CIC von 1983 war die Ehe jedoch unheilbar null und nichtig. Dessen ungeachtet sind nicht wenige diesem Beispiel gefolgt. Hierzu gibt es freilich außer Andeutungen keinerlei brauchbare Spuren in der Literatur, wie überhaupt von den praktischen Fällen, die zu Hunderten in Rom vorgelegt worden sein müssen, fast nie etwas Konkretes nach außen dringt. Manchmal aber doch. Und so haben wir unter der Geltung des CIC 1917 zuverlässige Kunde von immerhin zwei Fällen, beide zur seltenen Konstellation Frau-zum-Mann.

Der erste Fall, den ein nordamerikanischer Bischof der römischen Sakramentenkongregation schon 1974 vorgelegt hatte, endete knapp vier Jahre später mit einem negativen Bescheid: *eine neue kanonische Ehe kann für Mr. Titius Smith nicht erlaubt werden*. Mangels Begründung lässt sich

nur vermuten, dass die Zulassung zur Eheschließung, obwohl der vorlegende Bischof nach erfolgter Phalloplastik die Beischlaf-fähigkeit von Titus vermutet hat, genau daran scheiterte: an mangelnder Beischlaffähigkeit (C 1068 § 1). Überaus bemerkenswert dabei ist die zumindest den zivilrechtlichen Geschlechtswechsel anerkennende Terminologie: „Mr.“ (statt Mrs.) und „Titus“ (statt Titia).

Der zweite Fall, gleichfalls abschlägig beschieden im Juni 1981, gelangte aus der Erzdiözese Bamberg anschließend nicht an die Sakramentenkongregation, weil auf den nahegelegten Widerspruch verzichtet wurde; immerhin beschäftigte er die Tagung der Offiziale in St. Pölten (17. März 1982). In diesem Fall fehlte eine Phalloplastik. Auf die entscheidende Frage „*immissio penis?*“ antwortete der behandelnde Arzt, es habe sich durch die Hormonbehandlung die Klitoris vergrößert, so dass man sie ohne weiteres als Penis ansehen könne; bei der ehelichen Vereinigung trete zweifellos eine Erektion des „Rumpfpenis“ ein, natürlich ohne Emission von Sperma. Die dennoch verfügte Nichtzulassung zur Eheschließung stützt sich auf drei Bestimmungen: Canon 1068 § 1, Canon 1081 und Canon 1082 § 1.

In der kirchenrechtlichen Literatur gibt es während der zehn Jahre vor und zehn Jahre nach der grundlegenden römischen Dissertation von *James J. Graham* (1979) zahlreiche Stimmen, welche – mit kleinen Akzentverschiebungen ganz auf dieser Linie liegen, auch für den entgegengesetzten Fall einer Mann-zur-Frau Kandidatin. Im neuen CIC 1983 finden sich die oben zitierten Paragraphen fast unverändert wieder.

Nach einiger Zeit berichtet einer der prominenten Kurienberater von zahlreichen Heiratswünschen zivilrechtlich bereits Verheirateter, welche von den Bischöfen zur Begutachtung nach Rom weitergeleitet worden waren. Seine Voten bleiben zwar geheim, seine negativen Urteile sind es aber nicht. In das Meer weithin negativer Stellungnahmen kommt auf einmal Bewegung durch eine deutsche Dissertation: Kurzfristige Bewegung, denn die Zentrale reagiert rasch und hart: Mann bleibt Mann.

Eine Bonner kirchenrechtliche Doktorarbeit (1989) von *Georg Bier*² verweist zunächst einmal auf die logische Reihenfolge der angeführten Kriterien: Ehe man über die Beischlaffähigkeit einer Person grübele, sei doch erst einmal deren Geschlechtszugehörigkeit zu bestimmen! Wie aber wäre, da bislang keine lehramtliche Weisung vorliege, das wahre Geschlecht eines Menschen zu bestimmen? Kritische Stimmen behaupten, wer die künstlich herbeigeführten Änderungen und das subjektive Empfinden höher bewerte, als das genetische Geschlecht, huldige einem „materialistischen Menschenbild“. Dem hält *Bier* umgekehrt entgegen, dass die ausschließliche Berücksichtigung des genetischen Geschlechts bei gleichzeitiger Nichtbeachtung sowohl der postoperativen Fakten als auch der durch gefestigten Geschlechtsidentität des Betroffenen eine „sehr biologistische Sichtweise“ repräsentiere.

Angesichts der allseits bestehenden Unsicherheiten fordert er schließlich, „auch kirchlicherseits eine konkrete Festlegung bezüglich der Geschlechtszugehörigkeit von postoperativen Transsexuellen zu treffen“, wobei dann im Hinblick auf deren Anerkennung durch die Umwelt die äußerlich für jedermann erkennbare und subjektiv gefühlte Geschlechtsidentität ausschlaggebend sein müsste; andernfalls drohe vielerorts die „kuriose Situation (...), dass jemand zivilrechtlich als Mann und kirchenrechtlich als Frau gelten würde“. Öffnete sich den Betroffenen damit grundsätzlich die Möglichkeit zur kirchlichen Eheschließung, so bliebe immer noch die Frage der Beischlaffähigkeit zu verifizieren. Anders als Frau-zu-Mann Transsexuelle seien Mann-zu-Frau Transsexuelle „durch die künstliche Scheide zur Aufnahme des männlichen (sic!) Penis und damit zur Durchführung des Geschlechtsverkehrs in der Lage“, also ehefähig.³

² Georg Bier: *Psychosexuelle Abweichungen und Ehenichtigkeit*, Würzburg 1990.

³ In seiner Rezension bemerkt H. Heinemann, *Archiv für Katholisches Kirchenrecht*, 160 (1991), 299-307, dass G. Bier seine Auffassung zwar überzeugend begründe, verweist allerdings auf einen bisher unveröffentlichten abweisenden Bescheid der Glaubenskongregation; veröffentlicht wurde er erst vier Jahre später in: *De processibus matrimonialibus* (Leipzig) 1995, S. 315.

Ob es reiner Zufall war, dass bald nach der Veröffentlichung solcher Gedanken der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz Post aus Rom erhielt und deren lapidarer Inhalt, entgegen der üblichen Diskretion, veröffentlicht wurde? Angefragt worden war am 16.04.1991, ob es möglich sei, eine Person zur kanonischen Eheschließung zuzulassen, die sich klinischer und chirurgischer Behandlungen unterzogen hat, welche den Wechsel ihres genitalen Phänotyps zur Folge hatten, dass sie nunmehr die Charakteristika des weiblichen Geschlechts an sich trägt. Die Antwort:⁴

„Nach einer sorgfältigen Prüfung der der Anfrage beigefügten Dokumentation scheint hier ein Fall vorzuliegen, der den Tatbestand des Transsexualismus im wahren und eigentlichen Sinne des Wortes erfüllt. Es handelt sich nämlich um eine der Biologie zufolge dem einen Geschlecht zuzuordnende Person, die sich psychologisch dem anderen Geschlecht zugehörig fühlt und nach entsprechenden medizinischen Eingriffen lediglich *phänotypisch* dieses andere Geschlecht darstellt. Demgemäß kann diese Person zur Feier der sakramentalen Eheschließung nicht zugelassen werden, weil sie dabei eine Person heiraten würde, die *biologisch* dem eigenen Geschlecht angehört (...). *Joseph Card. Ratzinger*“

Es ist offensichtlich, dass die konkret-spezifische Anfrage wegen einer Berliner Mann-zur-Frau Transsexuellen nicht konkret, sondern abstrakt-generell beantwortet wird, die Antwort offensichtlich allen gilt, gleich ob Mann-zur-Frau oder Frau-zum-Mann. – Gewiss ist die betreffende Person keine biologisch vollwertige Frau geworden, aber ebenso gewiss ist sie kein biologischer Mann mehr. Anstatt zu versuchen, dem Menschen in seiner Gesamtheit als Leib-Seele-Wesen gerecht zu werden, wird kurzerhand und definitiv über das „wahre“ Geschlecht des Menschen befunden, obwohl der CIC zwar „Mann“ und „Frau“ nennt, sie aber nirgends definiert und keinerlei Kriterien für die Bestimmung des Geschlechts angibt, und obwohl auch in der Wissenschaft (Sexualmedizin, Kanonistik) das Problem vorerst noch ungelöst bleibt. Dass man auf diese Weise der beiden anderen kanonistischen Knacknüsse, nämlich

Beischlafsfähigkeit und Konsensfähigkeit, logischerweise enthoben ist, sei nur am Rande vermerkt.

So bleibt die von *Kardinal Joseph Ratzinger* präsidierte Entscheidung und, wie es heißt, mit dem Segen des Heiligen Vaters, in jenem Geheimdokument, das erst im Februar 2003 bekannt wurde, aber bereits im Jahre 2000 den Nuntiaturen und im Jahre 2002 den Bischofskonferenzen zugeleitet worden war, auf ihrer alten Linie. Und natürlich ist es den Pfarrern streng verboten, nach der Operation die Taufregister entsprechend umzuschreiben, allenfalls darf am Rande vermerkt werden, dass staatlicherseits Name und Geschlecht geändert worden sind.

Die resultierende schizophrene Situation, dass infolgedessen derselbe Gläubige nun zivilrechtlich als verheirateter Mann, kirchenrechtlich jedoch als lediges Fräulein lebt und von den Sakramenten ausgeschlossen bleibt, was die Heilung der Seele nicht unbedingt fördert, stört anscheinend weniger: *Roma locuta causa finita*.

Heirat vor der Operation

Die bisherige Übersicht lässt schon die Schwierigkeiten einer psychosexuellen Beurteilung ahnen, die *vor der Zulassung zur Eheschließung* dem einfachen Ortspfarrer und nach dem Scheitern der geschlossenen Ehe dem kirchlichen Richter blühen.

Bedenkt man, wie unterschiedlich die in der Materie versiertesten Kanonisten urteilen, dann mag einem der einfache Pfarrer, der eine Heirat vorbereitet, leidtun, wenn er im Brautgespräch oder durch Hinweise Dritter Verdacht auf Transsexualismus schöpft. Ihm kommt freilich, falls nicht offensichtlich „Flucht in die Ehe“ vorliegt, der uralte Grundsatz zu Hilfe, dass im Zweifel die kirchliche Trauung nicht verwehrt werden darf (canon 1084 § 2). Doch es gilt: Nur die Eheleute selbst können die Nichtigkeitserklärung betreiben, niemand sonst.

Die weiteren Probleme betreffen hier vor allem die Taufe, die Priesterweihe, die Ordensgelübde, wobei hier die Priesterweihe interessiert. Für Priesteramtskandidaten gilt: Ein operierter Frau-zum-Mann Bewerber erfüllt nicht die Voraussetzung des „*vir baptizatus*“ (canon 1024). Andererseits

⁴ Schreiben der Kongregation für die Glaubenslehre vom 28.05.1991.

hätte ein getaufter Mann, der auch nur die leisesten Symptome einer transsexuellen Veranlagung offenbart, ebenfalls keine Chance, denn vom Empfang der Weihen ist er fernzuhalten (can 1040, 1041 1). Wie aber, wenn nun umgekehrt ein altgedienter Priester, wie in Italien um 1985, sich zur Frau umoperieren lässt: Gilt die Weihe noch? Und wenn ja: Wird dann das Undenkbare denkbar – eine Frau als katholische Priesterin? Ratlosigkeit zunächst. Denn mit der Priesterweihe ist dem Mann, gleich wie bei der Taufe, ein Siegel unauslöschlich eingepägt, das kein Vorgesetzter widerrufen kann (canon 290). Man wird den Unglücklichen suspendieren, laisieren, wohl auch im Schematismus der Diözese löschen – doch Priester bleibt er auf ewig, auch im Gewand einer Frau.

Russisch-orthodoxe Kirche

Der Zwiespalt zwischen staatlichen und kirchlichen Normen klafft auch in Russland. Schon zu Zeiten der Sowjetunion kannte man die Diagnose Transsexualismus. In der Russischen Föderation war Anfang der neunziger Jahre ein Transsexuellengesetz geplant, doch ist daraus nichts geworden. Trotz des Informationsmangels kann man getrost davon ausgehen, dass der Staat inzwischen ein funktionierendes System eingerichtet hat, sonst stünde Russland beim neuen britischen Transsexuellengesetz nicht auf der Liste der als gleichwertig anerkannten Länder.

Unauffällig wie der Staat, doch ganz mit umgekehrten Vorzeichen, hat inzwischen auch die Geistlichkeit das Transsexuellenproblem angepackt und ihre Antworten hierzu an einer Stelle verborgen, wo niemand sie vermuten würde: In den vom Heiligen Bischöflichen Synod im August 2000 in Moskau verabschiedeten „Grundlagen der Sozialdoktrin der Russisch-Orthodoxen Kirche“. Das umfassende Konzept, in einem längeren Zeitraum bearbeitet, äußert sich vorrangig zum eigenen Selbstverständnis, zum Verhältnis von Kirche, Nation, Staat und Politik; es enthält auch Leitlinien für die heutige Gesellschaft (zu Arbeit, Eigentum, Krieg und Frieden, Familie, Gesundheit, Bildung, Medien etc.).

Das Kapitel XII, das der Bioethik gilt, beginnt im letzten Punkt: „Die Heilige Schrift und die Lehre der Kirche verurteilen ein-

deutig homosexuelle Beziehungen, in denen sie eine lasterhafte Verkehrung der gottgegebenen Natur des Menschen erblicken“. Als Anhängsel gleichsam zur Homosexualität – unmittelbar vor Kapitel XIII zur Ökologie – verstecken sich zwei Absätze, die die Geschlechtsumwandlung undifferenziert behandeln und als „Auflehnung gegen den Schöpfer“ verurteilen. Die Intersexualität, wird als Ergebnis eines ärztlichen Fehlurteils (!) – aufgrund einer pathologischen Entwicklung der Geschlechtsmerkmale – charakterisiert, so dass die chirurgische Korrektur nicht den Charakter einer Geschlechtsumwandlung habe.⁵

Evangelische Kirche in Deutschland (EKD)

Der Pressesprecher der EKD im Rheinland äußerte unlängst, dass man wenig Erfahrung im Umgang mit Transsexualität habe. In der Tat. Wie unvorbereitet, wie wenig grundsätzlich und wie einzelfallbezogen reagiert wird, bezeugt ein verhältnismäßig gut dokumentierter Leidensweg über die zurückliegenden zwanzig Jahre: Fünf Jahre nach ihrer Geschlechtsumwandlung in einem Evangelischen Diakonissen-Krankenhaus erfolgt 1993 die Ordination einer Pastorin in Mülheim an der Ruhr. Anschließend ist sie eine Zeitlang in Sonderdiensten tätig, ab Oktober 1996 ohne Arbeit bei laufenden Bezügen (!). 1999 klagt sie erfolgreich auf Beschäftigung als Pastorin vor der Verwaltungskammer der Evangelischen Landeskirche, wird aber im darauffolgenden Jahr endgültig aus dem Kirchendienst entlassen. Dessen ungeachtet betraut man sie vom März 2005 bis August 2006 mit der Vertretung in einer Gemeinde. Ihre Ordinationsrechte, durch ehrenamtliches Predigen stets aufrechterhalten, verliert sie schließlich auch, nachdem sie im September 2006 vor dem Landeskirchenamt in Anlehnung an Martin Luther „16 Thesen zum Gehorsam gegenüber der Institution Kirche“ veröffentlicht, ihren Talar niedergelegt und den Androhungsbrief der Kirchenleitung verbrannt hatte. Heute betreibt sie freiberuflich eine Praxis für Lebensberatung, Coaching und Seelsorge.

⁵ Vgl. Die Grundlagen der Sozialdoktrin der Russisch-Orthodoxen Kirche. Deutsche Übersetzung mit Einführung und Kommentar, hg. von J. Theising/R. Uertz, Sankt Augustin 2001, Kap. XII.9.

Andererseits erfährt man im Jahre 1999 von „zwei Mitarbeiterinnen der Ev. Kirche, die nach ihrer geschlechtsangleichenden OP ihre Arbeit in der Kirche behalten konnten“. Die Autorin dieser Nachricht hatte sich selbst als „transidentische(r) Christ(in) zu erkennen gegeben und in einem „Outing-Brief“ auch den Haushalten ihrer Gemeinde – nach 17 Jahren Dienst dort als Pfarrer – mitgeteilt, dass sie nun als Pfarrerin auftreten und hoffentlich bleiben werde. Nach Beschwerden von Mitgliedern eines Evangelikalen Bibelkreises bei der Kirchenleitung wird ein Stellenwechsel erwogen. Ende 2006 taucht die ehemalige „Pfarrerin, Geschäftsführerin kirchlicher Einrichtungen“ wieder auf – nun als Inhaberin einer Agentur für Marketing sowie vertrauliches Coaching von Menschen und Entscheidern in Umbruchphasen.

Wie steht die EKD zu ihren transsexuellen Pfarrern und Pfarrerninnen und einfachen Mitgliedern? Im „Materialdienst des Konfessionskundlichen Instituts Bensheim“ (53-2002, 55ff.) ist zu lesen: „Sofern die evangelische Ethik eine naturalistische Deutung der Schöpfungsordnung ablehnt und zwischen personalem Selbstvortrag und biologischer Vorgabe differenziert, hätte die ev. Kirche in der psychisch und gesellschaftlich belastenden Situation von geschlechtsangepassten Transsexuellen als eigentliche Aufgabe, den ‚Zuspruch der personalen Kontinuität in aller Verunsicherung der Identität bei solcher Wandlung‘ zu erkennen.“ Hätte...!⁶

Es ist nach solch mühevollen Wanderungen durch Theorie und Praxis erstaunlich, welche vielfältigen Antworten aus den geoffenbarten Büchern – Altes und Neues Testament, Koran – von den Schriftgelehrten herausgelesen werden. Und selbst jene, die

in der Heiligen Schrift zugegebenermaßen keinerlei Aussage zur Transsexualität auffinden, kämpfen mit sich und anderen, wie richtig zu reagieren sei. Mit der Materie kämpfen freilich auch weiterhin Mediziner und Psychologen, insbesondere deshalb, weil sie bei der Ursachenforschung nicht fündig werden. Deshalb muss und wird das Nachdenken weitergehen. Bei allen. Im kirchlichen wie im weltlichen Umfeld. Wo bei sicherlich – wenigstens dies gesagt darf werden – ganz und gar menschenunwürdig, ja heillos erscheint, wenn ein und derselbe Mensch gleichzeitig zwei Etiketten tragen muss: weltlich Mann, kirchlich Frau – oder umgekehrt. Dabei geht es nicht allein um nachhaltige Heilung. Zuvörderst geht es um die unantastbare Menschenwürde – unantastbar auch für die Diener der Religionen.

Nachtrag

Wie geht die Katholische Kirche heute mit sexuellen Minderheiten um?

Zu diesem Thema befragt das kirchenoffizielle Internetportal *katholisch.de*, vom 07.04.2021, den Freiburger Kirchenrechtler Georg Bier. In seiner Erklärung geht er aus vom Transsexuellengesetz in Deutschland von 1981, das die geänderte Geschlechtszugehörigkeit von Transpersonen, die Änderung ihres Vornamens, die Rechte (u.a. auf Eheschließung) und Pflichten regelt. Für die Kirche gelte jedoch nach wie vor die Entscheidung der Glaubenskongregation von 1991. Deren Perspektive sei die rein biologisch binäre Sicht „Mann oder Frau. Etwas anderes gibt es nicht.“ Dass es auch genetisch uneindeutige Konstellationen gebe, werde vom Lehramt ebenso wenig berücksichtigt wie die vom biologischen Geschlecht abweichende „Selbstwahrnehmung einer Person“. „Man gibt halt die Antwort: Das geht nicht, weil es nicht geht.“⁷

⁶ Zu den weiteren, hier nicht behandelten Kirchen und christlichen Religionsgemeinschaften und ihren Positionen zur Transsexualität, vgl. Michael R. Will: *Transsexuelle Und Religion – eine vergleichende Skizze*, in: *Festschrift für Prof. Dr. Bilge Öztan*, Ankara: Turhan Kitabevi 2008, S. 977–1059, hier: 1044-1047; 1050-1058 (Fernleihe: Staatsbibliothek Berlin). – Im Einzelnen sind dies: Mormonen, Evangelikale, Neuapostoliker, Anglikaner, Presbyterianer, Methodisten, United Church of Christ und Unitarian Universalists.

⁷ Vgl. zu G. Bier und seiner konträren Position zur Entscheidung der Glaubenskongregation (1991) oben den Abschnitt „Heirat nach der Operation“.

Karl-Heinz Ohlig

Märchenerzählungen

Angelika Neuwirth und Dirk Hartwig zu den in Köln geplanten Muezzinrufen

Angelika Neuwirth, lange Zeit Professorin, mittlerweile **Senior-Professorin für Arabistik an der FU Berlin**, und ihr Mitarbeiter im Projekt Corpus Coranicum Dirk Hartwig haben in der Welt am Sonntag ein halbseitiges Plädoyer für die Zulassung der freitäglichen Muezzinrufe von den Moscheen aus verfasst – „eine Entsprechung zum christlichen Glockengeläut“. Immerhin räumt der Beitrag ein, dass sich der Gebetsruf „in einer muslimischen Umgebung, zum Beispiel Kairo, natürlicher annimmt ... , anders als in Deutschland“.

„Vielleicht können hier ästhetische Selbstmanifestationen des Islam .. am ehesten zu einer Aufweichung der verhärteten Positionen beitragen.“ Über alles das, von der Ästhetik der Rufe bis zu ihrer Beheimatung in Deutschland, könnte man streiten. Nur die wenigsten Muezzin können wohlklingend singen, und der Rückgriff auf Lautsprecheranlagen ist oft – ästhetisch – unerträglich.

Aber hier geht es um etwas anderes. Obwohl Angelika Neuwirth Islamwissenschaftlerin ist und sich gelegentlich auf historisch-kritisches Vorgehen beruft, führt sie aus, die Gebetsrufe seien von Mohammed selbst angeordnet worden. Warum erwähnt sie nicht das historische Problem, dass die muslimischen Entstehungsgeschichten des Islam, die Erzählungen von einem arabischen Propheten Mohammed, die Lokalisierung der Ereignisse auf der Arabischen Halbinsel und in Mekka und Medina erst aus dem späten 8. bis zum 10. Jahrhundert stammen – also 200 bis 300 Jahre nach den postulierten Vorgängen -, und der Koran von alledem nichts weiß. Wäre es nicht richtiger gewesen, einfach eine positive Stellung zu den Muezzinrufen in Köln zu formulieren, aber wenigstens zu

erwähnen, dass auch sie nicht aus der Frühzeit stammen können? Wäre es nicht für eine wissenschaftliche Vorgehensweise nötig gewesen, entweder zu diesen Fragen zu schweigen oder dann doch zu sagen, dass die Anfänge des Islam im Dunkeln liegen, manche annehmen, es habe sie – und Mohammed – gar nicht gegeben? Eines jedenfalls ist historisch-kritisch und damit wissenschaftlich gewiss: der reale oder fiktive Mohammed hat mit den Gebetsrufen nichts zu tun.

Angelika Neuwirth behauptet das Gegenteil – unwidersprochen, ein Armutszeugnis für die hier betriebene Islamwissenschaft. Und eine zusätzliche Motivation für radikale Muslime, den Gebetsruf im Auftrag Mohammeds überall zu fordern.

Personen - Fakten - Trends

Das wahre Ärgernis

Der einem offenen Katholizismus zuzurechnende Erzbischof Grzegorz Ryś hielt im September im Rahmen eines Kongresses zur Neuevangelisation im Stadion von Łódź einen Jugendgottesdienst. Und obgleich sich in Polen unter jungen Leuten ein deutlicher Trend zur Abkehr von der Kirche zeigt, füllten 6,5 Tausend Jugendliche die Arena.

Gleich nach Eröffnung der Eucharistiefeier bat der Erzbischof, anstelle des allgemeinen Sündenbekenntnisses das Bußsakrament zu empfangen. Daraufhin verteilten sich 150 Priester unter die Jugendlichen, bereit für den Dienst der Versöhnung.

Die durch diesen Beichtvorgang unterbrochene Eucharistiefeier zeigte auch sonst die eine oder andere, dem Verständnis der Jugendlichen geschuldete Veränderung in Gestik und Sprache. Doch statt dieser Initiativen Anerkennung zu zollen, wurde Erzbischof Ryś durch eine Erklärung des Vorsitzenden der Bischofskommission für den Kult und die Sakramentendisziplin, einem

Weihbischof, öffentlich gemaßregelt: „Ein Priester soll sich dessen bewusst sein, dass er ein Diener der hl. Liturgie ist und dass es ihm nicht freisteht, während der Zelebration der hl. Messe eigenmächtig etwas hinzuzufügen, wegzulassen und zu verändern. [...] Man darf das Bußsakrament nicht mit der hl. Messe verbinden.“

Erzbischof Ryś sah sich zu einer Entschuldigung genötigt, betonte aber: „Wenngleich manche liturgische Normen dem Buchstaben nach nicht eingehalten wurden, so wurden sie doch nicht nach dem Sinn und dem Geist verletzt.“ Der Laienvertreter der polnischen Kirche für die der Synodalität gewidmeten Römischen Bischofssynode, ein Professor der Schlesischen Universität, kommentierte den Vorgang: „Das zum Himmel schreiende Ärgernis ist meiner Meinung nach nicht das, was im Stadion von Łódź geschah, sondern das, was einem Teil meiner Glaubensbrüder und Glaubenschwestern über die Lippen kommt. Das ist das wahre `Stadion-Ärgernis`.“ (Th. M.)

Prozess gegen Kardinal Becciu: Justiz- und Finanzskandal

Zu dem im Juli 2021 in Rom begonnenen Prozess gegen Kardinal Angelo Becciu und weitere neun Angeklagte (wir berichteten kurz darüber in Nr. 3/2021, S. 211) kommen aus London weitere negative, ja desaströse Nachrichten: Für die 2014 vom vatikanischen Staatssekretariat für rd. 350 Millionen Euro gekaufte Luxusimmobilie – die im Mittelpunkt des Prozesses steht, in dem es um Veruntreuung, Amtsmissbrauch und Verleitung zur Falschaussage geht -, hat nun ein amerikanisches Investmentunternehmen etwa 233 Mio Euro geboten. Sollte es zum Abschluss kommen – und ein anderer ist nicht in Sicht – verliert der Vatikan bei diesem „Geschäft“ 117 Mio Euro. Angesichts eines Gesamtvermögens von 3,8 Milliarden, das in wenig rentablen Immobilien, hauptsächlich in Italien, angelegt ist, und einer infolge der Corona-Pandemie zusätzlich gesunkenen Rendite nennt die FAZ vom 17. Nov. 2021 den Verlust beim Londoner Immobiliengeschäft „monumental“. Hinzu kommt, dass der sog. Peterspfennig, zu dem der Papst alljährlich zum Hochfest der Apostel Petrus und Paulus (29. Juni) aufruft, infolge der Affäre im letzten Jahr

um 10 Mio Euro gesunken ist; es gingen „nur“ noch 44 Mio an Spenden für karitative Zwecke des Vatikans ein.

Zu den voraussichtlichen finanziellen Verlusten kommt ein Verlust an Glaubwürdigkeit der vatikanischen Staatsanwaltschaft und letztlich von Papst Franziskus selbst, der bereits durch den bisherigen Verlauf des Prozesses entstanden ist. Der prominenteste Angeklagte, Kardinal Becciu, ein langjähriger enger Vertrauter des Papstes, war von 2011 bis 2018 Substitut im Staatssekretariat, so eine Art Kabinettschef des Papstes, und dann Präfekt der Selig- und Heiligsprechungskongregation, bis er 2020 vom Papst von seinem Amt entbunden und dazu gebracht wurde, auf alle Rechte seines Kardinalats zu verzichten. „Es war ein beispielloser Hinauswurf. Und es war eine juristisch hochproblematische Vorverurteilung eines Angeklagten durch den absoluten Monarchen, der sich erkennbar nicht um das Prinzip der Unschuldsvermutung ... scherte“ (Matthias Rüb, ebd.). Schon dass Becciu auf der Anklagebank landete, war nur durch eine „Rechtsanpassung“ durch den Papst möglich. Der bisherige Verlauf des Prozesses war „eine einzige Blamage für die Anklage“. Die Details dieses nach eigener Aussage des Vorsitzenden Richters Giuseppe Pignatone „sehr komplizierten Prozesses“ legen nahe, dass ein ehemals enger Mitarbeiter Beccius, der mit allen Vorgängen um die Londoner Immobilie vertraut sein dürfte, „sich von den Staatsanwälten vom Hauptbeschuldigten zum Belastungszeugen hatte ‚drehen‘ lassen“. Sie legten wiederholt lückenhaftes Beweismaterial vor, was den Richter zu einer Vertagung auf den 1. Dezember veranlasste. Solches und andere „Ausflüchte und Schludrigkeiten der Ankläger“ kann der Vorsitzende Richter, ein prominenter ehemaliger Mafiajäger, der einen Ruf zu verlieren hat, nicht durchgehen lassen. Von anderen, zivilen, Gerichten in London und Mailand wurden Anträge der vatikanischen Staatsanwaltschaft bereits als „haltlos und stümperhaft begründet“ zurückgewiesen. An der „Glaubwürdigkeit und Professionalität der Strafverfolger im Vatikan“ - und ihres obersten Chefs – sind schon jetzt tiefe Zweifel entstanden. Sie dürften im weiteren Verlauf des Mammutprozesses nicht geringer werden.

(Quellen: FAZ 17.11. 2021: „Desaster an allen Fronten“; KNA (Roland Juchem) 17.11.2021)

Frauen in kirchlichen Spitzenpositionen

Am 10. November 2021 wurde Annette Kurschus (58), Präses der Evangelischen Kirche in Westfalen, zur neuen Vorsitzenden des Rates der Evangelischen Kirchen in Deutschland (EKD) gewählt. Sie tritt damit die Nachfolge von Heinrich Bedford-Strohm an, der nicht mehr kandidierte, und ist nach Margot Käßmann die zweite Frau in diesem Amt.

Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier, der Vorsitzende der katholischen deutschen Bischofskonferenz (DBK) Georg Bätzing und der Vorsitzende des Zentralrats der Juden in Deutschland, Josef Schuster, gratulierten. - Annette Kurschus - die kürzlich den Ökumenischen Predigtpreis zuerkannt bekam, weil sie in ihren Predigten bei Trauerfeiern nach Katastrophen "Standards" gesetzt habe - will „auf die Kraft geistlich-theologischer Akzente setzen“ und die Aufarbeitung des sexuellen Missbrauchs in ihrer Kirche zur „Chefinnensache“ machen.

Zur stellvertretenden Ratsvorsitzenden wurde ebenfalls eine Frau gewählt, die Hamburger Bischöfin Kirsten Fehrs (60). Schon im Mai war Anna-Nicole Heinrich (25) zur Präses der Synode der EKD, des Kirchenparlaments, gewählt worden. Damit sind die obersten Repräsentationsämter der Protestanten in Deutschland von Frauen besetzt.

In der katholischen Kirche Deutschlands gibt es – immerhin – erstmals eine Frau an der Spitze der deutschen Caritas. Am 13. Oktober 2021 wurde die studierte Volkswirtin und Ministerialdirektorin i. R. Eva Maria Welskop-Deffaa (62) zur Präsidentin des Deutschen Caritas-Verbandes (DCV) gewählt und vom Vorsitzenden der DBK am 16. November offiziell in ihr Amt eingeführt. Sie gehört seit 2017 dem Vorstand des DCV in Freiburg an, sie engagierte sich zudem für das Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) und den Deutschen Katholischen Frauenbund (KDFB). In ihrer Antrittsrede machte sie kein Ge-

heimnis daraus, ihr Amt auch dafür nutzen zu wollen, Gleichstellung und Frauenförderung voranzubringen. Die Caritas insgesamt versteht sie als „Gottes Dolmetscherdienst“, indem sie dazu beiträgt, dass sich die Menschen in ihrem Leben „von Gott gehört und verstanden wissen“.

Am 19. November wurde Irme Stetter-Karp (65) zur neuen Präsidentin des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK) gewählt. Sie tritt die Nachfolge von Thomas Sternberg an und ist nach Rita Waschbüsch, die von 1988 bis 1997 das Laiengremium leitete, die zweite Frau in diesem Amt. Die promovierte Sozialwissenschaftlerin aus Baden-Württemberg war bis zu ihrer Pensionierung im vergangenen Jahr 39 Jahre lang in Diensten der Diözese Rottenburg-Stuttgart und langjährige Vizepräsidentin und Genderbeauftragte des DCV sowie seit den 1980er Jahren mit Unterbrechungen im ZdK. Stetter-Karp sieht in der katholischen Kirche einen „immensen Reformstau seit 50 Jahren“; sie sprach sich für die Fortführung des Synodalen Wegs aus, wo sie bisher schon als Delegierte und Co-Moderatorin mitwirkte; sie wird im kommenden Mai den Deutschen Katholikentag in Stuttgart eröffnen. Das ZdK dürfe sich nicht von binnenkirchlichen Debatten völlig einnehmen lassen, forderte Stetter-Karp auf einer Pressekonferenz nach der Wahl.

Trotz der erfreulichen Tatsache, dass in der katholischen Kirche Deutschlands zunehmend Frauen auch Spitzenpositionen einnehmen, ist nicht zu übersehen, dass sie von wirklich kirchenleitenden Positionen, die an das Weiheamt gebunden sind, immer noch ausgeschlossen sind.

50 Jahre Pastoralreferenten und Pastoralreferentinnen

Mit einem digitalen Festakt hat die katholische Kirche in Deutschland das 50-jährige Bestehen der Berufsgruppe der Pastoralreferentinnen und -referenten gefeiert. Im Herbst 1971 waren die ersten – männlichen – Pastoralreferenten in München beauftragt worden, andere Bistümer schlossen sich an, fünf Jahre später wurde der Beruf auch für Frauen geöffnet, die Würzburger Synode würdigte 1975 die neue Be-

rufsgruppe, die Deutsche Bischofskonferenz beschloss 1978 das erste „Rahmenstatut“. Heute gibt es in allen deutschen Bistümern (sowie in Österreich und der Schweiz) etwa 3200 dieser „Laienseelsorgerinnen“ und „-seelsorger“ mit theologischem Vollstudium und meist zusätzlicher Qualifikation, wobei der Frauenanteil nahe bei 50 Prozent liegt. Inzwischen fehlt es auch in dieser Berufsgruppe an Nachwuchs.

Der Vorsitzende der Bischofskonferenz, Georg Bätzing, betonte beim Festakt, sie seien „keine Hilfspriester“ oder „Springer“, die den Priestermangel ausgleichen sollten. „Sie sind Managerinnen, Verkünder des Evangeliums, Forschende, Experimentierende und vor allem qualifizierte Seelsorgerinnen und Seelsorger“. Die Berufsgruppe zeichne sich durch ihre Pluralität an Ausbildungsformaten, Profilen und Einsatzfeldern aus, fügte Bätzing hinzu. "Mich beeindruckt diese Vielfalt des Berufs und des Berufsbildes“. Der Fuldaer Bischof Michael Gerber, Vorsitzender der Kommission für Geistliche Berufe und Kirchliche Dienste bezeichnete die Pastoralreferenten als „Prophetinnen und Propheten in der Krise“. Sie könnten Anwälte für Menschen sein, die von der Kirche nicht oder falsch wahrgenommen würden.

Frau Dr. Christiane Florin hielt die Festrede, die wir – mit herzlichem Dank an die Rednerin – oben S. 254 („Das Gute, das Böse und das Herrenhandtäschchen“) nachdrucken (dürfen). Der Festakt insgesamt ist auf der Homepage des Berufsverbandes dokumentiert: www.bvpr-deutschland.de.

Sexueller Missbrauch in der katholischen Kirche Frankreichs

Laut einer Anfang Oktober 2021 vorgestellten Studie einer Unabhängigen Untersuchungskommission von Juristen, Medizinern, Historikern und Theologen unter Leitung des früheren Richters Jean-Marc Sauvé (Ciase) gab es in Frankreich zwischen 1950 und 2020 geschätzt ca. 216 000 Opfer sexueller Übergriffe durch Priester, Ordensleute und kirchliche Mitarbeitende; die Opferzahl steige sogar auf ca. 333 000, wenn man die Taten in kirchlichen Einrichtungen wie Schulen und Jugendverbänden

hinzurechne. Der Kommissionsleiter spricht von "systemischer Vertuschung". Der rund 2 500 Seiten umfassende Bericht wurde der französischen Bischofskonferenz übergeben.

Diese beschloss am 8. November die Errichtung eines Fonds für Anerkennungs- und Entschädigungszahlungen und bat um die Entsendung eines päpstlichen Visitators, der gemeinsam mit den Bischöfen prüfen soll, wie die einzelnen Diözesen mit Opfern und Tätern umgingen. Außerdem kündigte der Vorsitzende Eric de Moulins-Beaufort neue Arbeitsgruppen an, die unter der Leitung von Laien die Verwaltung der einzelnen Diözesen analysieren und konkrete Änderungsvorschläge machen sollten.

Unter der Internetadresse Katholische Kirche Frankreich: 216.000 Missbrauchsopfer - ZDFheute (www.zdf.de/nachrichten/politik/katholische-kirche-frankreich-missbrauch-100.html) findet sich eine „Chronologie der Ereignisse“ von Anfang 2016 bis heute.

(Quelle. KNA, AFP)

Ratzinger-Preis an Philosophin und Bibelwissenschaftler

„Der Joseph-Ratzinger-Preis (italienisch *Premio Joseph Ratzinger*) ist ein Preis der vatikanischen Stiftung *Fondazione Vaticana Joseph Ratzinger – Benedetto XVI* und wird seit 2011 jährlich für besondere wissenschaftlich-theologische Leistungen im Kontext des Gegenwartsdiskurses vergeben. Der mit 50.000 Euro dotierte Preis ist nach dem bürgerlichen Namen Papst em. Benedikts XVI. benannt und wird in Absprache mit diesem verliehen. Der Stiftungsfonds wird aus den Erlösen der Werke Joseph Ratzingers sowie aus öffentlichen und privaten Spenden gespeist“ - so kann man bei Wikipedia lesen. 2021 wurde dieser Preis erstmals ausschließlich an Deutsche vergeben, an die Philosophin Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz, geb. 1945, und den Bibelwissenschaftler Ludger Schwienhorst-Schönberger, geb. 1957. Eine Begründung der Preisvergabe einer eventuell vorhandenen Jury, mit der sich der Namensgeber „abgesprochen“ haben könnte, ist nicht bekannt gegeben geworden.

Gerl-Falkovitz wurde 2011 emeritiert und ihr Lehrstuhl an der TU Dresden geschlossen. Seitdem leitet sie das „Europäische Institut für Philosophie und Religion“ an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Benedikt XVI. in Heiligenkreuz bei Wien, das eher als Hort der katholischen Erzkonservativen denn für besondere Beiträge zu „Gegenwartsdiskursen“ bekannt ist. Auch ihre eigenen Publikationen, zumal aus den letzten Jahren, lassen keinerlei Bezug zu irgendwelchen Gegenwartsthemen erkennen.

Schwienhorst-Schönberger, seit 2007 Professor für AT in Wien, zuvor in Passau, ist ausweislich seiner Publikationsliste ein fleißiger, philologisch exakter Exeget, dessen Spezialgebiet das Kohelet-Buch ist (Als einzige und letzte Forschungsleistung findet sich auf seiner universitären Homepage für 2010 bis 2013 das Projekt „Der Kohelet-Kommentar des Hieronymus“ – nota bene, der große Kirchenvater Hieronymus ist vor 1600 Jahren gestorben, was die theologische Fakultät Trier, wo er sich zeitweise aufhielt, dieser Tage zum Anlass für eine gewiss verdienstvolle Tagung nahm!). Ansonsten plädiert der Ratzinger-Preisgekrönte für eine Wiederentdeckung der Exegese der Kirchenväter ganz generell. Schwienhorst-Schönbergers einziger Beitrag zu einem aktuellen Thema ist der auf katholisch.de 2021 publizierte Nachweis, dass es für eine Segnung gleichgeschlechtlicher Paare in der Bibel keinerlei Anhaltspunkte gibt. Wenn das keine „besondere wissenschaftlich-theologische Leistung im Kontext des Gegenwartsdiskurses“ ist...! Trotzdem neidloser Glückwunsch zu den 50. 000 Euro!

(Siehe auch unten „Fundsache“ zum Thema Geisteswissenschaft Theologie statt Geldwissenschaft)

Fundsache

„Wer ein Fach wie Theologie studiert, wer eine Geistes- statt einer Geldwissenschaft studiert, der leistet sich vielen gesellschaftlichen Stimmen zufolge einen Luxus. Dem kann ich nur entgegenen, dass es sich hierbei nicht um jene Art von Luxus handelt, die auch verzichtbar wäre“.

Prof. Dr. Johannes Brantl, Rektor der Theologischen Fakultät Trier, in seiner Begrüßungsansprache zur Eröffnung des neuen Studienjahres am 26. Oktober 2021 laut *Paulinus* vom 21.11. 2021.

Benno Rech

Die Glosse

Lieber Kumpel Joseph,

bei Euch im Pfarrgemeinderat gelten andere Regeln als wie bei uns in der Gewerkschaft. Wir anerkennen nur als Autorität, wenn einer oder eine die Materie seines/ihrer Engagements aus der Erfahrung kennt. Wenn wir z.B. über die Arbeitsbedingungen am Hochofen verhandeln (Bezahlung, Erleichterung der Arbeit) dann haben erstes Mitrederecht die Leute, die diese Arbeit über Jahre gemacht haben.

Unsere Kirche aber geht einen Weg, der dieses Prinzip auf den Kopf stellt. Sie lässt z.B. ihre Sexualmoral maßgeblich von zölibatär lebenden Männern, d.h. von praxisfernen Amtsträgern, entwickeln. Sollten diese dennoch gelebte Erfahrungen mitbringen, dürften sie auf keinen Fall zu erkennen geben, dass sie erfahrene Kerle sind, wenn sie gehört werden wollen. So kommt es dazu, dass in den katholischen Moralhandbüchern die Sexualität aus den Verfassern ihrem Zölibatsgemüt total vom

einzelnen Sünder her und nicht aus der Paarbeziehung, also als Liebesbeziehung, behandelt wird.

Lieber Joseph, jetzt kannst Du Dir vorstellen, was diese Moral für die Lebenspraxis taugt. Genau deswegen reißen wir in der Gewerkschaft, eigentlich in der ganzen Arbeiterschaft, über die kirchliche Moral unsere Witze. Gottseidank geht die Kirchenmoral inzwischen an den Köpfen unserer praxisorientierten Klientel vorbei, und man zuckt nur noch die Schulter, wenn man einmal draufstößt.

Joseph, noch so ein Fall. Als wir gestern davon gesprochen haben, wie die katholische Kirche ihre Frauen behandelt. Obwohl Frauen die Gemeinden heute, zu Zeiten des Priestermangels, am Leben erhalten, gab es nur Entrüstung. Als dann noch der Pitt, unser kundigster Kollege, was Kirchenfragen angeht, erklärt hat, wie die sogenannten „Frauenrechte“ in der Kirche geregelt werden, dass auch die ausschließlich von Amtsträgern, alten Zölibatären, verhandelt und festgelegt werden. Und die haben am Ende ihren verdienstvollsten Leuten in der Seelsorge nicht einmal als Beteiligung am Amt (Posten und Gehalt) eine Kaplanstelle zugebilligt, schüttelten die Kollegen von der Gewerkschaft nicht mehr nur den Kopf. Sie

entwickelten Tatendrang, gegen dieses himmelschreiende Unrecht zu protestieren. Sie wollten auf der Stelle zur Kirche, um für die Rechte dieser Frauen einzutreten.

Joseph, was haben wir zwei dagegen ein gerechtes, nobles Verhältnis zu unseren Frauen. Meine Emma verwaltet sogar unseren Geldbeutel, ist also eine Art Familienfinanzministerin, und ich hole mir bei ihr immer am Samstag mein Taschengeld ab.

Leb wohl und rebelliere in Eurem Pfarrgemeinderat gegen die Zurücksetzung der Frau in der Kirche.

Dein Freund, der Sozi-Sepp

P.S.: Joseph, das solltest Du als Pfarrgemeinderatsmitglied Euren Frauen mal sagen, dass sie bei Gewerkschaftern den stärksten, erfahrensten Rückhalt für eine ihrem Engagement entsprechende, angemessene Stellung erwarten könnten.



„Denn uns ist ein Kind geboren... (Jes 9,6)

*Mögen der Friede, die Freude,
das Wissen um Gottes Gegenwart
heute und dein ganzes
Leben lang in dir sein!*

Edgar Cayce

In diesem Sinne wünschen wir Ihnen besinnliche, friedliche und frohe Advents- und Weihnachtstage.

Alles Gute für das Jahr 2022 – Bleiben Sie gesund und wohlgenut!

Wir, Ihre Redaktion sowie die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von "imprimatur" bedanken uns ganz herzlich für Ihre Treue und Verbundenheit.